Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 1. März 1932 Nummer 5

Inhalt

Vom Kreuztragen und Gekreuzigtwerden . . . . . Martin Rade
Bitte . . . . . Hanna Krüger †
Protestantismus und ökumenische Bewegung . . Martin Dibelius
Neuestes zur Paradiesesgeschichte . . . . . Karl Budde
John Wesley als Vorkämpfer einer christlichen Sozialethik . . . . . Ernst Cahn
Wichern und das christliche Staatsideal . . . . Gustav von Rohden
D. Emil Sulze . . . . . Carl Mensing
Die internationale Erweckungs-Bewegung der Oxford-Gruppe und die deutsche Christenheit . . Hans Mühle
Volk und Menschheit bei Heinrich von Kleist . . . Rudolf Malsch
Erfolgreiche deutsche Romane . . . . . Hans E. Friedrich
Reichspräsidentenwahl, innerer Friede und protestantische Interessen . . . . . Hermann Mulert
Tagung der deutschen und französischen Freunde der „Evang.-christl. Einheit" zu Montbéliard Wilhelm Homuth
Idealismus und Dämonie . . . . . Martin Rade
Von der Weltabrüstungskonferenz . . . . . Adolf Keller
An Herrn D. Eger in Halle . . . . . Martin Rade
Volkslied . . . . .

Bücher u. Schriften - Vom Tage - Chronik - Verschiedenes - Versammlungskalender - Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Für den ganzen Verlag alle Preise stark herabgesetzt!

Verlangen Sie neues Verzeichnis!

Hier einige Beispiele:

Albert Bitzius, Nach dem Kirchenjahr ausgewählte Predigten. Herausgegeben von Pfarrer Handschin ..... Gebunden (7.50) M. 5.–

Erich Bockemühl, Die moderne Mariendichtung. Eine Anthologie. Mit 6 Kunstbeilagen ..... Ganzleinen (5.–) M. 4.–

Wladimir Brenner, Das Gottestheater. Roman. Ganzl. (6.-) M. 4.-

Walther Classen, Eintritt des Christentums in die Welt. Der Sieg des Christentums auf dem Hintergrund der untergehenden antiken Kultur ..... Ganzleinen (12.–) M. 10.–

Theodor Devaranne, Christus an Torii und Pagode. Eine Handreichung für die Mission daheim ..... (8.–) M. 5.–

Paul Eberhardt, Das Buch der Stunde. Ein Ruf für jeden Tag des Jahres. Aus allen Religionen und aus der Dichtung gesammelt. 4. Aufl. Ganzleinen (6.–) M. 5.40

Wilhelm Fliedner, Goethe und Christentum. Die Religion und Ethik Goethes und der Hauptvertreter des Christentums ..... (4.–) M. 3.60

G. J. Heering, Der Sündenfall des Christentums. Übersetzt aus dem Holländ. von Octavia Müller-Hofstede de Groot. Mit Geleitwort von Martin Rade ..... (10.–) M. 9.–

Unter Gottes Führung. Zeugnisse religiöser Erneuerung moderner Menschen, herausgegeben von Justus Ferdinand Laun. Brosch. (3.–) M. 2.60 Leinen (4.50) M. 4.–

Else Lüders, Minna Cauer, Leben und Werk. Mit 3 Bildnissen. Ganzleinen (8.–) M. 5.–, Halbleder (12.–) M. 7.50

Otto Michaelis, Liederschlüssel. Ein Handbuch zum Gesangbuch ..... Ganzleinen (8.–) M. 7.20

Hans Mühle, Das proletarische Schicksal. Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart Mit 8 Bildern. 4. Auflage. Kartoniert (3.80) M. 3.40, Ganzleinen (5.–) M. 4.50

Emy Pischel, Der Gral. Ein Born der Erkenntnis aus Büchern der Weisheit ..... Ganzleinen (5.–) M. 4.–

Marburger Theologische Studien. Herausgegeben von Heinrich Frick.

1. Zur biblischen Theologie ..... (3.50) M. 3.15
   von Soden, Sakrament und Ethik bei Paulus (Zur Frage der literarischen und theologischen Einheitlichkeit von 1. Kor. 8–10).
   Fascher, Deus invisibilis (Eine Studie zur biblischen Gottesvorstellung).
2. Protestantica ..... (2.–) M. 1.80
   Rade, Zum Teufelsglauben Luthers
   Maurer, Ökumenizität und Partikularismus in der protestantischen Bekenntnisentwicklung.
3. Zur systematischen Theologie ..... (2.40) M. 2.15
   Mit Bild Rudolf Ottos und Vorwort des Herausgebers.
   Frick, Ideogramm, Mythologie und das Wort.
   Siegfried, Kant und Schleiermacher.
4. Zur politischen Ethik ..... (2.–) M. 1.80
   Wünsch, Die Staatsauffassung von Luther, Richard Rothe und Karl Marx in ihrem systematischen Zusammenhang.
   Faber, Religiöser Glaube und politische Parteibildung.
5. **Heller,** Die Mission des Christentums in Indien ..... (2.60) M. 2.30
6. **Hauer,** Ein monotheistischer Traktat Altindiens ..... (1.50) M. 1.35
7. **Siegfried,** Grundfragen der Theologie bei Rudolf Otto. (4.–) M. 3.60

Karl Röttger, Die moderne Jesusdichtung. Eine Anthologie. Mit sechs Kunstbeilagen. ..... Ganzleinen (6.–) M. 5.–

Ernst Vincent, Leidenschaft und Klarheit. Frauen im Leben Goethes. Mit einem Goethebildnis ..... Gebunden (4.–) M. 3.–

Gustav Wolf, Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte, I. Band: Vorreformation und Allgemeine Reformationsgeschichte. (12.–) M. 6.– / II. Band: Kirchliche Reformationsgeschichte. 1. Teil (10.–) M. 5.–, 2. Teil (8.–) M. 4.– / III. Band: Register. (6.50) M. 3.–.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Ina Seidel

wurde als einzige Frau neben Ricarda Huch in die Deutsche Dichter-Akademie gewählt

Ihr wundervoller Roman

Das Wunschkind

erscheint soeben im

26.–30. Tausend

Die wunderbar reich und wahrhaft gezeichnete Menschlichkeit gibt diesem Werk eine zweifelsohne überzeitliche Wirklichkeit. Drum sei es mit besonderem Hinweis auf seine Gegenwartsnähe als ein überaus wichtiges Buch empfohlen, das durch seine Gleichniskraft nicht nur Anregung gibt, sondern zum aufrecht Nachdenken zwingt. Es kann und soll jeder lesen, alt und jung, Mann und Frau. Das evangelische Pfarrhaus

Ausgabe in einem Bande in Leinen gebunden Mark 11.25

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 5 Gotha, 1. März 1932 46. Jahrgang

Inhalt: Vom Kreuztragen und Gekreuzigtwerden [Sp. 193] — Bitte [Sp. 194] — Protestantismus und ökumenische Bewegung [Sp. 194] — Neuestes zur Paradiesesgeschichte [Sp. 196] — John Wesley als Vorkämpfer einer christlichen Sozialethik [Sp. 208] — Wichern und das christliche Staatsideal [Sp. 212] — D. Emil Sulze [Sp. 215] — Die internationale Erweckungs-Bewegung der Oxford-Gruppe und die deutsche Christenheit [Sp. 217] — Volk und Menschheit bei Heinrich von Kleist [Sp. 221] — Erfolgreiche deutsche Romane [Sp. 223] — Reichspräsidentenwahl, innerer Friede und protestantische Interessen [Sp. 226] — Tagung der deutschen und französischen Freunde der „Evangelisch-christlichen Einheit" zu Montbéliard 1931 [Sp. 228] — Idealismus und Dämonie [Sp. 231] — Bücher und Schriften: Protestantisches Prinzip und proletarische Situation (Tillich); Sexualpädagogik (von Düring) [Sp. 234] — Von der Weltabrüstungskonferenz [Sp. 235] — Vom Tage [Sp. 237] — An Herrn D. Eger in Halle [Sp. 237] — Chronik [Sp. 237] — Volkslied [Sp. 239] — Verschiedenes: Die Quäker zur internationalen Lage; Ein Treffen deutscher und französischer Jugend; Theologische Vorlesungen in Kiel; Zur Oeffentlichkeit kirchlicher Tagungen; Zum Goethejubiläum [Sp. 240] — Versammlungskalender [Sp. 240] — Anzeigen

Vom Kreuztragen und Gekreuzigtwerden

... nimm das Kreuz auf dich. Mk. 10, 21.
... gehorsam bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz. Phil. 2, 8.

Das Wort „Kreuz" begegnet uns im Neuen Testament in zwei ganz verschiedenen Zusammenhängen. Verschieden die Anschauung, die Vorstellung, scheinbar der Inhalt. Einmal ist vom Tragen des Kreuzes die Rede: daß man es auf sich nehmen soll und tragen. Das andre Mal davon, daß Einer am Kreuze gestorben ist. Man darf aber gewiß sein, daß die beiden Inhalte im Gedankenschatz der ersten Gemeinde sich innigst ineinander fügten.

Wenn wir vom Kreuz*tragen* reden, wenn wir unser Kreuz *tragen*, meinen wir damit Schmerzen, Sorgen, Leid: Nöte, die wir fromm hinnehmen als von Gott uns auferlegt. „Er legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch." So liegt der Gedanke unmittelbar daneben an Hilfe, Rettung, *Ende* des Leides: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten." „Endlich, endlich muß es doch mit der Not ein Ende nehmen." Und wenn auf keine andre Weise, so kommt der Erlöser Tod. Ersehnt oder nicht; die Hinterbliebenen sagen: Gott sei Dank, daß er nun erlöst ist; gönnen wir ihm den Tod! Und loben, wenn es angeht, den Entschlafenen, weil er sein Kreuz so geduldig getragen hat.

Die Worte des andern Gedankenkreises reden von Einem, der am Kreuze *starb*. Man hat zwar ihm auch auferlegt, es zu tragen, und er hat das auch eine Weile getan (Joh. 19, 17); aber weil es ihm zu schwer wurde und er darunter zusammenbrach, griffen sich die Kriegsknechte einen Ersatzmann aus der Menge heraus. Dafür machte dieser Eine noch die andre Bekanntschaft mit dem Kreuz: er hing und starb daran. Sterben am Kreuz kann auch ein körperlich Schwacher, der die Last des Holzes nicht zu tragen vermag. Und dieser Eine ist so am Kreuze gestorben, daß die Erde erbebte und der Vorhang im Tempel zerriß.

Sieht man näher hin, so stehen auch jene Sprüche, die nur vom Tragen des Kreuzes zu reden scheinen, unter der Aussicht auf den Kreuzestod. Das Kreuz ist gar nicht zum Tragen da; Niemand ist damals herumgelaufen und hat ein Kreuz getragen. Aber jede Woche wieder konnte man dem Zuge Unglücklicher begegnen, die zur Richtstätte geführt wurden, und dorthin den Pfahl, an dem sie verschmachten sollten, selber schleppen mußten. Die Wendung: „und folge mir" nach der Mahnung zum Kreuztragen in den bekannten Sprüchen, will uns nicht aus dem Aufregenden dieser Mahnung in das Alltägliche eines braven Christenwandels zurückhelfen, sondern es steigert diese Aufregung noch durch den Hinweis auf das, was für den Kreuzträger darnach kommt: der Kreuzestod. Daher unmittelbar darauf die Sprüche vom Verlieren und Gewinnen des Lebens. Matth. 16, 24 f. = Mark. 8, 34 f. = Luk. 9, 23 f. Und so ist der ursprüngliche Sinn der Mahnung zum Auffichnehmen und Tragen des Kreuzes kein anderer als der: „Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war — gehorsam bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz." Phil. 2, 5. 8.

Wohin sollte einer, der ein Kreuz auf sich genommen hatte, nach den Begriffen der damaligen Menschen denn anders Jesu nachfolgen als in schmachvollen Verbrechertod? Wobei es ganz dahingestellt bleiben mag, ob Jesus sich selber damit gerade dieses Ende weissagen will, oder ob er damit eben nur das Gleichnisbild des (unschuldig) zum Verbrechertod Verurteilten seinen Jüngern vor Augen malt, auf den sie gefaßt sein mußten.

Der ganze schwere Ernst des Christseins kommt erst so hervor aus den Sprüchen vom Kreuztragen. Die Pflicht zum Martyrium wird uns aufs Gewissen gelegt. Jede Leidensscheu will verpönt sein.

Und zwar gehört Beides zusammen: der Tod und das Tragen. Der Tod allein ist an sich noch kein Märtyrertod. Es liegt alles daran, wie wir zu diesem Tode gekommen sind: ob das Kreuz tragend, an dem wir unser zeitliches Ende finden sollen. Welches Todes er sterben wird, ob ein Märtyrertod sein Leben krönen wird, weiß Niemand; aber Eins ist gewiß: Ein Leben in Treue setzt jedem Tode die Krone auf. R

Bitte

Um eine Ahnung von Marias Art
Bitt ich Dich, Herr, um einen Teil von Marthen!
Daß Beide mich auf meiner Lebensfahrt
Begleiten. Doch der Blumen warten
In meiner Seele Erdreich soll nur Eine:
Maria, Du! — —
Du trockne auch die Tränen, die ich weine!
Mein Herr!
Gib mir in Martha Ruh',
Doch in Maria gib mir Reine!

Hanna Krüger †

Protestantismus und ökumenische Bewegung

Das Verhältnis des protestantischen Prinzips zu den Einheitsbewegungen der christlichen Kirchen scheint auf den ersten Blick ein gegensätzliches zu sein. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man die Worte Otto Baumgartens liest, mit denen er in dieser Zeitschrift Nr. 2, Sp. 53 dem „immer stärker empfundenen Gegensatz zu der von Stockholm ausgegangenen Eini-

gungsbewegung" Worte leiht. Wenn ich mich auf Wunsch des Herrn Herausgebers zu diesem Thema äußere, so geschieht es, weil ich Baumgartens Beschwerde als Symptom nehme.[1]) Der wahre Grund für den von ihm „immer stärker empfundenen Gegensatz" liegt, so hoffe ich wenigstens, tiefer als in der Kritik an „der Illusion einer Gemeinschaft aller Kirchen"; denn diese „Illusion" spielt eine wenig konkrete Rolle in der kirchlichen ökumenischen Arbeit. Jener Gegensatz sollte eigentlich auch eine tiefere Ursache haben als die von Baumgarten ausgesprochene Besorgnis, „daß der Geist des Protestantismus von allen den großen geschlossenen nicht protestantischen Kirchenkörpern verschlungen werden möchte". Es darf mindestens unter „bewußten und freien Protestanten" nicht entscheidend sein für die Gültigkeit eines sonst als notwendig erkannten Werkes, daß eine Gefahr damit verbunden ist. Dieser Gefahr gilt es dann eben zu trotzen; nicht aber gilt es von dem Werk zu lassen — denn das wäre das Gegenteil von bewußt und frei!

In der Tat ist der Eindruck tiefer begründet, daß protestantisches Prinzip und ökumenische Bewegung in verschiedene Richtung weisen. Aller Protestantismus ist seinem Wesen nach Ketzerei. Er ist Widerspruch gegen alle Heiligsprechung des Dinglichen, Rechtlichen und Menschlichen; er ist Protest gegen jede Kirche, die in Dingen die göttliche Heiligkeit, in Rechtsordnungen den göttlichen Urteilsspruch, in Menschen die göttliche Begnadigung verleiblicht zu besitzen glaubt. Der Protestantismus setzt solchen Ansprüchen den Verdacht entgegen, daß hier das Menschliche unzulässig vergöttlicht werde. Er richtet diesen „konstanten Ideologieverdacht" auch gegen sich selbst;[2]) er kann nie mit seiner Kirchenbildung, mit seinem Amt, mit seiner Verkündigung restlos zufrieden sein, weil er zu genau weiß, daß auch alle diese Dinge unter der Sünde stehen und dem göttlichen Gericht verfallen. Darum ist es echt protestantisch, daß die Bewegung der Reformation immer neue Bewegungen, Gemeinschaften und Kirchen aus sich herausgesetzt hat. Die Geschichte der englischen Erweckungskirchen, des deutschen Pietismus und der Gemeinschaftsbewegung zeigt deutlich, daß der Verdacht gegenüber dem eigenen Kirchentum auch innerhalb des Protestantismus nie zur Ruhe kommt und, innerhalb des gegebenen kirchlichen Rahmens oder außerhalb, zu immer erneuter Gestaltung drängt.[3]) Darum scheint dem Protestantismus fürs erste gar keine Tendenz zur Allgemeinheit, zur Katholizität, inne zu wohnen. Er will das Wort Gottes lauter und rein lehren, aber eine protestantische Kirche erhebt nicht den Anspruch, die einzige Kirche zu sein, die es lehrt. Das gilt insbesondere, wenn eine protestantische Kirche neben sich andere Kirchen sieht, denen sie die lautere und reine Verkündung nicht absprechen kann. So ist es im deutschen Landeskirchentum, so ist es im angelsächsischen Freikirchentum und schließlich auch beim Verhältnis des Protestantismus zu der Kirche Englands und der bischöflichen Kirche von Amerika. Man verfügt weithin über einen gemeinsamen Besitz, man repräsentiert weithin dieselbe Art von Christlichkeit; man verkündet schließlich dieselbe Offenbarung.

Damit stellt sich aber die Frage, ob man diese Gemeinsamkeit nicht auf ihren Umfang zu untersuchen und kenntlich zu machen hätte. Das ist nicht eine Frage der Kirchenpolitik, sondern eine Frage der Theologie und ein Interesse des Glaubens. Gerade der evangelische Christ wünscht in Glauben und Leben am Evangelium orientiert zu sein; er weiß aber zugleich, daß sein persönliches wie sein gemeinschaftliches Dasein, auch sein Dasein in der Kirche, niemals restloser Vollzug des Evangeliums sein wird. So muß er immer wach sein, nicht selber in jene Anspruchs-Erhebung hineinzugleiten, gegen die sich von jeher der protestantische Protest gerichtet hat. Und er muß immer bereit sein nachzuprüfen, inwieweit seine Kirche nach Möglichkeit evangelisch geworden und evangelisch geblieben ist. Er wird sich dabei dessen bewußt bleiben, daß seine Kirche im besten Fall unterwegs ist nach dem, was wirklich im Sinne des Neuen Testaments Kirche Jesu Christi heißen könnte. Dann aber ist nicht zu leugnen, daß auch andere Kirchen, protestantische Nachbarkirchen, unterwegs sind oder sein sollten. Ja, der Gedanke dieses „Unterwegs" — ein vom protestantischen Kirchenbegriff unabtrennbarer Gedanke! — kann überhaupt erst dargestellt werden, wenn die Konkurrenz dieser Kirchen nicht als ein taktisches Uebervorteilen begriffen wird, sondern als eine wirkliche Kon-kurrenz, als ein Zusammen-laufen auf verschiedenen Wegen nach demselben Ziel. Es liegt im Wesen aller kirchlichen Bürokratie, daß sie immer wieder unter der Hand jener taktischen Behandlung der Konkurrenz zwischen den Kirchen Raum gibt. Es ist also eine Korrektur nötig, die das „Zusammen" zur Darstellung bringt, die das Miteinander (und nicht nur das Nebeneinander) im evangelischen Christentum sichtbar werden läßt.

Denn zunächst war nur vom evangelischen Christentum die Rede. Dabei wäre aber für die Protestanten auf angelsächsischem Boden sofort hinzuzufügen, daß auch die bischöflichen Kirchen Englands und Amerikas als Kon-kurrenten in diesem positiven Sinn des Wortes anzusehen sind. Und es ist ja in der Tat geschichtlich so gewesen, daß gerade das Nebeneinander der vielen Denominationen auf dem Boden Amerikas, die einander nicht als Konkurrenten im ausschließenden Sinn betrachten konnten, einen wesentlichen Ausgangspunkt der Faith and Order-Bewegung (Lausanne) bildete. Es war also das Problem nicht nur durch das Nebeneinander der Protestations-, d. h. der Ketzer-Kirchen gestellt, sondern auch und erst recht durch ihre Nachbarschaft zu ausgesprochenen Traditionskirchen, wie es die bischöfliche Kirche Amerikas und die Kirche von England ist. Die Frage ist dabei nur die eine, ob die Traditionskirchen jene Konkurrenz im positiven Sinn anerkennen, ob sie nicht nur von dem Ueberbieten, sondern auch von dem Zusammenlaufen wissen, von dem gegenseitigen Vergleichen, von dem immer wachen Prüfen des Einen am Andern, von dem Selbstbewußtsein nicht als saturierter Behauptung der Ausschließlichkeit, sondern von der Eingliederung dieses Selbstbewußtseins in das Bewußtsein der christlichen Kirche.

Diese Frage kann man vom Protestantismus aus an jede der Traditionskirchen stellen. Sie ist praktisch nicht nur von den Anglikanern, sondern auch von Altkatholiken und Orthodoxen bejaht worden. Nur die römische Kirche hat sie verneint und mußte sie ihrer Art nach verneinen. Die anderen Traditionskirchen aber haben praktisch und theoretisch den Weg frei gehalten zu jener Diskussion, die auf Verständigung, nicht auf Vereinigung (das hieße Aufgabe des Selbstbewußtseins) ausgeht. Den praktischen Beweis dafür bildet die Teilnahme jener Kirchen an der Konferenz von Lausanne; der theoretische Beweis wurde durch mancherlei Vorgänge erbracht: durch die orthodoxe Zustimmung zu der Erklärung über das Evangelium (deutscher Bericht S. 440), durch die Betonung der Notwendigkeit des Laien für die Konstituierung des Kirchenbegriffs auf orthodoxer Seite (Rede von Professor Bulgakoff, S. 321). Natürlich sind die Kirchen, die keine apostolische Sukzession, also kein „Priestertum" haben, für die Traditionskirchen Laienkirchen. Und man kann freilich diesen Gedanken als Ansatz zu einer Ausschließlichkeitstheorie in dem eben besprochenen Sinn kritisieren. Es gibt überhaupt in dem „Zusammen" der Kirchen mancherlei Veranlassungen zu gegenseitiger Kritik. Sie wären erhebliche Hindernisse einer Vereinigung; sie sind nicht Hindernisse der Verständigung unter Wahrung der Selbstbehauptung.

Aber es sind nicht störende Hindernisse, vor denen Baumgarten warnt, sondern daseinsbedrohende Gefahren. Und in der Tat konnte man solche gefährlichen Möglichkeiten in

[1]) Anmerkungsweise möchte ich mich gegen einen doppelten Verdacht wehren. Erstlich dagegen, als richte sich mein Wort gegen die Einigung des Protestantismus, von der Baumgarten, kritisch befürwortend, redet. Sie würde, wenn sie gelänge, der ökumenischen Bewegung zweifellos dienlich sein. Sodann gegen die Meinung, als gehe es mir um eine Verteidigung des heutigen Betriebes der ökumenischen Bewegung. Daß ich ihm gegenüber viele kritische Bedenken vorzubringen habe, ist von mir in der „Eiche" 1931, S. 461 ff, mit aller Deutlichkeit gesagt worden.

[2]) Für Ausdruck und Ausführung dieses Gedankens verweise ich auf Tillich, Protestantisches Prinzip und proletarische Situation, Bonn 1931. (Vgl. die Besprechung in dieser Nummer. D H.)

[3]) Für die weitere Ausführung dieses Gedankens mit Bezug auf Kirche, Amt, Kultus und Theologie verweise ich auf meine Schrift: Was heißt heute evangelisch? Heidelberg 1929.

der Faith and Order-Bewegung[4]) wahrnehmen. Eine dieser Möglichkeiten, in Lausanne oft besprochen und kritisch behandelt, hätte sich dann verwirklicht, wenn etwa Anglikaner und Orthodoxe damals zu einer Sonderverständigung, über den Protestantismus hinweg, gelangt wären. Dabei wäre der Protestantismus freilich nicht verschlungen, wohl aber isoliert worden. Diese Gefahr ist durch den Gang der Dinge in Lausanne abgewehrt. Die Selbstbehauptung der Orthodoxen spielte dabei eine Rolle, aber auch die bekannte und oft kritisierte Erklärung der Lutheraner gegen die Vornahme von endgültigen Abstimmungen über die Berichte der Kommissionen. Den wesentlichsten Schutz gegen jene Gefahr aber bildete die Anwesenheit der protestantischen Kirchenvertreter in Lausanne. Diese Anwesenheit der Protestanten brachte einmal das protestantische Verständnis der Kirchengeschichte grundsätzlich zum Ausdruck: den unaufgebbaren Anspruch auf das Recht der Trennung, einer Trennung, die nicht Abfall bedeutet, sondern Begehung eines neuen Weges bei jenem „Unterwegs". Sie half aber zugleich bei der faktischen Konstituierung einer Gemeinschaft, die keine „Einheit" ist, aber doch auf Schrift, alten Symbolen und christlicher Erfahrung beruht. Es war einer unter den jüngeren Lutheranern, der Schwede Paul Sandegren, der es damals unter Berufung auf diese Dreiheit aussprach:

> Wir betonen, daß dies keine Einheit der Lehre ist, keine Einheit, die sich verstandesmäßig aussprechen läßt. Ja, Viele würden, glaube ich, eine derartige intellektuelle Einheit weder für möglich noch für wünschenswert halten. Aber nun fanden wir hier eine starke Einheit, eine Einheit, welche Menschen, deren Anschauungen über wichtige Seiten der christlichen Religion vielleicht weit auseinandergehen, zu einer lebendigen Gemeinschaft verbindet. (Deutscher Bericht S. 342 f.)

Wer also dem Protestantismus innerhalb der ökumenischen Bewegung beides sichern will, die Reinheit seines Prinzips wie die Teilnahme an Verständigung und Auseinandersetzung, der muß für die Mitarbeit der protestantischen Kirchen an der ökumenischen Bewegung von Lausanne eintreten. Das gilt auch von den deutschen evangelischen Landeskirchen. Wenn in fünf Jahren wieder eine Konferenz von Lausanne stattfinden sollte, so darf der deutsche Protestantismus nicht wieder durch eine frei gewählte Delegation, darf der Kirchenbund nicht nur durch einen (wenn auch einen sehr tätigen) Gast vertreten sein; die deutschen Landeskirchen müssen amtlich dabei sein, wie sie in Stockholm amtlich dabei gewesen sind.

Und das ist nun neben der direkten die indirekte Rechtfertigung der Faith and Order-Bewegung vom protestantischen Prinzip aus. Sie liegt in der Teilnahme des Protestantismus am Werke von Stockholm. Daß er an dieser, noch dazu von einer protestantischen Kirche geführten Bewegung teilgenommen hat, — sollte das wirklich noch der Rechtfertigung bedürfen? Der Protestantismus ist vor anderen christlichen Kirchen überzeugt von der Aufgabe der Christen in der Welt. Er hat in immer neuen, wechselnden und einander widerstreitenden Ansätzen versucht, das Wort Gottes in die Zeit zu sagen und dabei auf die Frage zu antworten: was sollen wir denn tun? Auch in dem Wechsel dieser Ansätze kommt nicht nur das verschiedene Bedürfnis der Zeiten und Länder, es kommt auch jenes „Unterwegs-Sein" zum Ausdruck, das sich nie bei einer von sündigen Menschen gefundenen Lösung der sozialen, der politischen, der sittlichen und der pädagogischen Frage beruhigt. Der Protestantismus wird auch hier jenen ihm eigentümlichen „Ideologie-Verdacht gegen sich selbst" als kritisches Prinzip zu bewähren haben, und niemals die Illusion aufkommen lassen dürfen, als sei eine solche Lösung durchgeführt, mit dem Reiche Gottes gleichzusetzen. Illusionsloser, aber gläubiger Aktivismus wird stets das Programm seiner Welthaltung sein müssen. Darum hat er seine besondere Aufgabe in dieser, der Stockholmer „Life and Work-Bewegung".

Die andere, die Lausanne-Bewegung, ist nicht aus Stockholm entstanden. Aber als die Bewegung von Stockholm einmal Wirklichkeit geworden war, bedurfte sie der Konferenz von Lausanne und des mit ihr beginnenden Werkes nicht zur Ergänzung, sondern zur Begründung. Es geht wirklich nicht an, gemeinsame Schritte der nichtrömischen Christenheit vom Evangelium aus, oder von der gläubigen Haltung der Christen aus oder im Blick auf die Forderung Gottes und den Dienst der Kirche zu erwägen, ohne in gemeinsamer Beratung Klarheit darüber zu schaffen, was nun eigentlich dieser Christenheit als Evangelium, Glaube, Kirche und Forderung Gottes gelte. Dies scheint mir so selbstverständlich zu sein, daß es eigentlich keines Wortes weiter bedarf.

Die Schwierigkeit der Verständigung über diese Notwendigkeit ist vielmehr nur aus einem anderen Gesichtspunkt begreiflich. Stockholm bedeutete die weltkirchliche Ausführung eines Vorsatzes, dessen Verwirklichung jeder christlichen Kirche als Ziel vor Augen stehen mußte. Lausanne aber bedeutete den ersten Schritt auf einem Wege, der gerade von den Protestationskirchen zunächst in entgegengesetzter Richtung beschritten worden war. Für Lausanne war eine Neubesinnung nötig, für Stockholm nur eine Ausweitung der alten Zielsetzung. Aber wenn diese Ausweitung nicht nur als praktisch notwendig und durch die Zeit gegeben angesehen wird, wenn sie aus der Idee der Kirche heraus begriffen wird, dann ist auch jene Neubesinnung unausweichlich. Die Ausführung aller ökumenischen Arbeit steht natürlich unter dem Gesetz dieser Zeitlichkeit, ist also mit Mängeln und Unvollkommenheiten überreich beladen. Und man soll dem protestantischen Ideologie-Verdacht, der auch hier immer wieder wach und bereit sein muß, mit aller Kritik Ausdruck geben. Diese Kritik bedeutet immer zugleich eine Form der Mitarbeit. Man soll aber dann auch dazu helfen, daß diese kritische Erörterung der ökumenischen Arbeit diejenigen erreicht und bewegt, die sie angeht, die Gemeinden. Daß es daran in Deutschland und gerade in Deutschland fehlt, ist Tatsache. Sie ist nicht etwa nur mit dem gegenwärtigen politischen Wind zu rechtfertigen, sondern auch mit einer mangelnden Einsicht in das, was der Protestantismus, und vielleicht keiner so wie er, in der ökumenischen Arbeit zu sagen und zu besorgen hat.

Heidelberg Martin Dibelius

[4]) Ich gebrauche hier die englischen Bezeichnungen „Faith and Order" für Lausanne, „Life and Work" für Stockholm, weil die deutschen Ausdrücke gewissen Mißverständnissen Vorschub leisten, die ich bei diesem Thema vermeiden möchte.

Neuestes zur Paradiesesgeschichte

Treue alte Leser der Christlichen Welt mögen sich wohl erinnern, daß Ende 1926 und durch das ganze Jahr 1927 ein lebhafter Austausch über die Paradiesesgeschichte in ihr breiten Raum einnahm; in dem „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz" hatte er seinen Anfang genommen. An diesen Austausch knüpft zu Eingang und Ausgang ausdrücklich an die jüngste Bearbeitung des Gegenstandes, Hans Schmidt's Abhandlung, ursprünglich ein im Herbst 1927 gehaltener Vortrag, „Die Erzählung von Paradies und Sündenfall".[1]) Ihm sind dort (S. 3) die an dem Austausch Beteiligten Ludwig Köhler, Emil Brunner und Hugo Greßmann, zu Eingang als Gutachter „vor kurzem" (1926) auch Martin Rade. Von meiner Beteiligung weiß er im Texte nichts, hat augenscheinlich meine beiden Beiträge gar nicht gelesen, obgleich er in einer Fußnote S. 3 ihre Seitenzahlen mit meinem Namen bucht. Im Text läßt er es vielmehr bei jenen drei, spricht S. 52 f. von ihrem „unausgetragenen Streit"[2]) und denkt ihn also nun wohl mit seiner Abhandlung auszutragen. Hätte nicht Schmidt aus dem Schweigen der Streitenden seit Ende 1926 mindestens die Möglichkeit erschließen dürfen, daß der Eintritt eines Vierten in den Streit jenen Drei den Anlaß geboten hätte, zu schweigen, insofern sie sich bei dessen Lösung mehr oder minder hät-

[1]) Sammlung gemeinverständlicher Vorträge 154, 54 S. (J. C. B. Mohr, Tübingen).

[2]) In der Ankündigung des Verlegers vom 15. Dezember 1931 heißt es (doch wohl von des Verfassers Hand), „die Erörterung ... sei zu keinem befriedigenden Schluß gekommen".

ten beruhigen können, sodaß nun der Streit, soweit man davon reden kann, doch zum Austrag gekommen wäre? Vielleicht hätte dann eigener Einblick in diese Fortsetzung ihm das zur Wahrscheinlichkeit erhoben. Daß er dies alles unterlassen, zwingt mich nun, aus den Akten zu reden. Rade hat meine Aufsätze mit Freude aufgenommen; zum ersten meldete mir Ludwig Köhler brieflich seine lebhafte Zustimmung bis auf unwesentliche Einzelheiten; Emil Brunner erklärte mir mündlich, daß er in der Hauptsache mit meiner Lösung einverstanden sei. Hugo Greßmann schrieb mir „Vielen Dank für Zustimmung und Korrektur!", „im Umzug und in der Vorbereitung auf USA", sodaß ihm zu eingehender Prüfung freilich nicht die Zeit blieb. Von „USA" sollte er uns ja leider nicht wiederkehren.

So darf Schmidt um den Austrag jenes Streits ohne Sorge sein. Daß vollends die Beteiligten seinen neuen Beitrag nun als dessen Austrag anerkennen sollten, kann ich, wie die Dinge liegen, nicht für wahrscheinlich halten. Aber es geht ja auch nicht um persönliche Meinungen, sondern um die Sache, und dabei wird nun einzusetzen sein. Was findet und lehrt der Verfasser? Während vor fünf Jahren wir alle glaubten, es nur mit einer einzigen, bis auf ein paar Kleinigkeiten geschlossenen Erzählung zu tun zu haben, stellt Schmidt fest, daß darin drei ursprünglich selbständige Erzählungen künstlich zusammengefügt sind. Auf ganz verschiedenen Wegen erreichen sie alle das gleiche Ziel, *die Lösung des sexuellen Problems*, die geschlechtliche Vereinigung des ersten Menschenpaars. Etwas euphemistisch und nicht ganz zutreffend läßt die kurze Inhaltsangabe in der Ankündigung des Verlegers „alle drei ... geistvoll und tief und jede in besonderer Weise von der *Entstehung der Liebe*[2a]) handeln". Eine modernere Erklärung wäre gewiß nicht möglich: das Problem aller Probleme für die jüngste Gegenwart, das sexuelle, und das gleich dreimal nebeneinander! Demgegenüber will doch gleich festgestellt sein, daß dies für den alten Hebräer gar kein Problem war, daß sich für ihn vielmehr die geschlechtliche Vereinigung von Mann und Weib mit der Zweigeschlechtigkeit als naturgemäßes Geschehen von selbst verstand, genau so wie in der Tierwelt, ohne jeden Konflikt. Nur worin sich der Mensch vom Tiere unterscheidet, die Innigkeit und Stetigkeit des geschlechtlichen Verhältnisses in der Ehe, findet seine ebenso rührende wie geniale Erklärung in dem ätiologischen Mythus von der Rippe des Mannes (2, 21 f.), aber ebenfalls ohne Konflikt, auch ohne jedes Zutun des Menschen, nur durch Gottes schöpferisches Handeln. Und daß vollends jenes Problem dreimal, von drei verschiedenen Erzählern, soll behandelt worden sein, muß doch auch von vornherein stutzig machen, noch mehr aber, daß daneben das tragische Grundproblem des Menschengeschlechts, *Arbeit, Schmerz und Tod*, das das ganze Altertum in seinen Tiefen bewegt und erschüttert, entweder ganz ausfallen oder nur als Anhang nachhinken soll. Für dies alles muß man starke Beweise fordern.

1

Sehen wir, wie Schmidt sich Tatbestand und Hergang im einzelnen vorstellt. *Dem ersten Erzähler* gehören die Verse 2, 4 b, 5, 7, mit der Erschaffung des Menschen, d. h. des Mannes allein, in dem leeren Weltall. Dahinter ist bei der Zusammensetzung ein Vers ausgefallen, den Schmidt (S. 8) so ergänzt:

Da ließ Gott Regen fallen auf den Acker
Und er unterwies den Menschen, ihn zu bebauen.[3])

Davon ist nur das letzte Wort, „ihn zu bebauen", dadurch bewahrt geblieben, daß es als Fremdkörper nach V. 15 verschlagen ist. Der ganze Rest der Erzählung aber ist in Gestalt von 2, 18—24 vollständig erhalten: wie das Weib, nicht ohne weite Umwege, dem Menschen zur Hilfe bei der Ackerarbeit erschaffen wird. „Das Weib", so heißt es S. 12, „ist das Geschöpf, das dem Bauern bei seiner Ackerarbeit helfen kann. Das ist das Erste und das ist das Wichtige. Ihre Arbeit auf dem Acker ist unentbehrlich." Fast möchte man sich erleichtert fühlen durch diesen Selbstwiderspruch des Verfassers. Denn hier ist doch einmal nicht die geschlechtliche Vereinigung die Hauptsache und das Ziel, sondern die Ackerarbeit, als Bestimmung nicht nur des Mannes, sondern auch als Zweck bei der Erschaffung des Weibes, und die geschlechtliche Gemeinschaft bildet nur eine fast zufällige freundliche Zugabe, zur Erleichterung des schweren Loses: „Das ist uns der Zucker in den Kaffee", sagte einmal ein armes Weib in meiner Heimat, als man ihr zum Vorwurf machte, daß sie sich nicht wehre gegen das, was dem Weibe in 3, 16 als Strafe zudiktiert und als Bedürfnis vorausgesagt wird. Und nun geht die erste Erzählung nach Schmidt's Quellenscheidung hier zu Ende: ohne Paradies, ohne Baum, ohne Schlange, ohne Versündigung und ohne Strafe. Was als solche über den Mann in 3, 17 ff. verhängt wird, die saure Ackerarbeit, wird hier nicht nur ihm, sondern, nach Fellachensitte und sehr gegen alttestamentliche Anschauung (vgl. neben 3, 16 vor allem Spr. 31, 10—31), auch dem Weibe als Bestimmung von Anbeginn zugewiesen. Das Weibeslos von 3, 16 geht für die Gattin als stillschweigende Zugabe noch in den Kauf; und so wird sie zur eigentlichen Sklavin, wohlgemerkt nach göttlicher Zwecksetzung und Bestimmung bei ihrer Erschaffung. Es muß stark betont werden, daß das im ganzen Umfang Schmidt's Schöpfung ist. Die positive Aussage in 2, 15 von einer Arbeit im Paradiese beseitigt er selbst, und mit Recht, als sinnwidrige spätere Zutat; die wunderliche Begründung für das Fehlen von Pflanzenwuchs in 2, 5 „und Menschen gabs noch nicht, den Ackerboden zu bebauen," sagt nichts Positives aus und kann sich reichlich so gut, immer nur als superkluger Gedanke eines Späteren, auf das erst 3, 17 ff. als Strafe verhängte Manneslos beziehen. In 2, 18 aber steht nichts zu lesen von zu schwerer Arbeit des Menschen, und daß ihm dafür eine Hilfskraft verschafft werden solle. Als Uebelstand wird vielmehr nur *sein Alleinsein* genannt, und mit „ein Beistand[4]) *ihm entsprechend*" kann deshalb nur die Befriedigung des sozialen Bedürfnisses, ein geeigneter Umgang, gemeint sein. Daß Schmidt's Verständnis irrig ist, läßt sich an den folgenden Versen beweisen. Hätte er der Hilfe bei schwerer Ackerarbeit bedurft, so würde der kluge Mensch, als ihm Gottes Versuche vorgeführt wurden, bei dem Ochsen und dem Esel dankbar zugegriffen haben und wäre damit viel besser gefahren als mit dem schwachen Weibe. Der Gott hätte sich dann weitere Mühe sparen können, und zur Erschaffung des Weibes wäre es gar nicht gekommen, wie denn auch der schaffende Gott zu *diesem* Zwecke mit seinem Geschöpf wenig Ehre eingelegt hätte. So bleibt von der Urbestimmung des Menschen zur Ackerarbeit gar nichts als der von Hans Schmidt selbst gebildete Vers, sie ist also lediglich seine freie Schöpfung, keine glückliche noch glaubhafte. Auch die klassischen Völker lassen die Ackerarbeit dem Menschen erst später auferlegt werden.

2

Von der *zweiten Erzählung* fehlt nach Schmidt (S. 17, Fußn. 2) der Anfang; er ist der ersten, von der „Erschaffung des Weibes", geopfert. Wahrscheinlich hat dieser Anfang die Erschaffung beider Menschen zugleich erzählt. Es folgte, ebenfalls in anderer Fassung als 2, 8 a, das Pflanzen des Gartens, dann 2, 8 b, wie Gott den Menschen hineinsetzte, V. 9, aber nur mit dem Baum der Erkenntnis, V. 16 f. das Verbot von ihm zu essen, V. 25, die Feststellung, daß die beiden nackt waren und sich nicht voreinander schämten, und nun weiter 3, 1 ff., der volle Zusammenhang: die Verführung durch die Schlange, das Verhör, die Strafsprüche und die Vertreibung aus dem Garten. Das wäre denn unsre ganze Sündenfallsgeschichte, mit Uebergehung nur der Episode von der Erschaffung des Weibes, das eben auf andre Weise ins Wesen getreten wäre. Aber alles kommt nun darauf an, wie der Schicksalsbaum und seine Zauberkraft gedeutet wird. Er heißt bei Schmidt nicht „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen", sondern „Baum der Erkenntnis dessen, was lustvoll und leidvoll ist." Zweifellos ist der Anklang an das „Freudvoll und leidvoll", womit Klärchens Lied im Egmont beginnt, voll beabsichtigt; denn „Glücklich allein ist die Seele, die liebt" heißt dort der Schluß, und um „die Entstehung der Liebe" soll es sich ja handeln. Daß die Liebe hier als sinnliche zu verstehen ist (S. 22), soll mit der Aenderung in „lustvoll" deutlicher hervorgehoben werden, vielleicht im Anschluß an die Ausdrucksweise heutiger psychologischer Theorien. Nun bedeutet ja das hebräische tôb wᵉrâ' unser „gut und schlecht" in jeder Anwendung, ganz wie diese deutschen Worte; es wird von Sinnlichem ebensowohl gebraucht wie von Geistigem, und bei Ersterem kommt neben dem ästhetischen Maßstab des Wohlgefal-

[2a]) Dort schon gesperrt.

[3]) Zwischen den beiden Zeilen hätte doch zunächst laut V. 5 das Erscheinen des Pflanzenwuchses berichtet werden müssen.

[4]) „Gehülfin" (so Luther, auch z. B. Menge) steht nicht da, sondern „Hülfe", abstrakt, nicht konkret, ein Geschehen, kein greifbares Wesen; wahrscheinlich, weil dem Werden des neuen, verschiedenen Geschlechts nicht vorgegriffen werden soll.

lens auch der utilitaristische der Zweckmäßigkeit, bei Letzterem neben dem der Sittlichkeit auch der der persönlichen Gesinnung in Betracht. Die Beweise, die Schmidt für seine Deutung in unsrem Falle aus dem Alten Testament anführt (S. 26 f.), kann ich nicht für besonders glücklich halten. Von dem Lobe der guten Ehefrau in Spr. 31, 12, „Sie tut ihm Liebes und kein Leides (tôb welō rā') alle Tage ihres Lebens", meint er, werde Niemand bestreiten, daß das bedeute, was „Freude, Lust der Sinne bereitet und davon das Gegenteil". Es hat sicher hier mit dem geschlechtlichen Genuß gar nichts zu tun, sondern redet von den unausgesetzten, sehr mannigfaltigen Beweisen ihrer freundlichen, von Liebe getragenen Gesinnung gegen den Mann. Und Deut. 1, 39, „Eure Söhne, die heute nicht wissen, was tôb wārā ist", meint keineswegs bloß die geschlechtliche Unreife des Kindes, sondern schließt die sittliche und die verstandesmäßige mindestens ein. Die letzte Stelle ist die von dem alten Barzillaj, II. Sam. 19, 35 f. Er lehnt Davids Einladung an seinen Hof ab, indem er sagt: „Achtzig Jahre bin ich alt, soll ich noch einen Unterschied machen zwischen tôb und rā', soll dein Knecht noch schmecken, was er ißt und trinkt, oder hören auf die Stimme der Sänger und Sängerinnen?" Danach wäre das Verständnis von allen Sinneseindrücken, des Geschmacks, Gehörs usw., auch des Geschlechtssinnes, erlaubt; die Beschränkung auf diesen allein wird durch diese Stelle doch nicht empfohlen. Aber einig sind alle drei Stellen, und so viele man noch dazufügen mag — vgl. besonders II. Sam. 14, 17, I. Kön. 3, 9, aber auch Jes. 7, 15 — darin, daß sie mit „Gut und Schlecht" Eins oder das Andere meinen, die Unterscheidung zwischen Gegensätzen, zwischen Gut und Böse, Freundlich und Feindlich, Wohltuend und Schmerzhaft, Nützlich und Schädlich. Auch alle Ausleger haben es bisher so verstanden. Erst Schmidt wagt es (S. 28), wie er meint im Sinne des Erzählers, den Baum „der Erkenntnis dessen, was zugleich" — von ihm gesperrt — „lustvoll und leidvoll ist", zu deuten. So meint freilich Egmonts Klärchen ihr „Freudvoll und leidvoll", und nun verstehn wir erst ganz den Anklang an ihr Lied. Aber für unsre Erzählung ist das nicht Auslegung sondern Einlegung, der gewalttätige Umsturz ihrer grundlegenden Voraussetzungen, der deutlich zeigt, wessen wir uns bei Hans Schmidt zu versehen haben. Und doch ist der Anlaß dazu innerhalb seines engeren Kreises ein ganz verständlicher und verständiger. Nach seiner und Vieler Meinung hat der Baum nichts Anderes zu vergeben als die Fähigkeit und den Trieb zu geschlechtlicher Betätigung;[5]) die Frucht ist also ein Aphrodisiacum wie die Liebesäpfel, die Mandragora von Gn 30, 14 ff., nur wohl viel stärker gedacht. Wie die aber nun zugleich das Gegenteil wirken, und worin das bestehen sollte, ist ja in keiner Weise abzusehen, und in dieser Erkenntnis ist Schmidt allen seinen Vorgängern überlegen. Statt daß er daraus schließt, daß dies Verständnis irrig ist, muß der Erzähler daran glauben und in einen „Rätselnamen" (S. 18 Fußn. 1) hineingeheimnißt haben, was ihm nie eingefallen ist und nicht einfallen konnte. Aber selbst mit Schmidts neuer Deutung hat es noch seine Not. Das erste Paar erreicht (S. 28) „das Höchste, das Menschen beschieden ist, um einen bitteren Preis", nämlich die endlose Mühsal der Ackerarbeit des Mannes, „und alle Schmerzen und Demütigungen des Frauenlebens". Und das soll die Wirkung der Frucht des verbotenen Baumes sein? Alles das wird ja erst durch die Strafsprüche Gottes (3, 16 ff.), die auch nach Schmidt der gleichen Erzählung angehören, über sie verhängt, und ohne sie hätten sie im Paradiese bleiben können, ohne Brotarbeit und ohne Geburtsschmerzen.[6]) Es ist also aus allen Gründen nichts mit dem „Lustvoll und leidvoll zugleich", und vorsichtiger waren jedenfalls Schmidts Vorgänger, die der Sache nicht tiefer auf den Grund gingen.

Aber nun die sexuelle Deutung des Baumes als solche. Muß ich die ganze ausführliche Widerlegung aus meinem Aufsatz von 1927 hier wiederholen? Vielleicht tun es auch einige handgreifliche Schlüsse aus der Erklärung des Baumes, die uns der Erzähler selbst in dem Bericht von seiner Wirkung (3, 7) so unmißverständlich gibt. „Da taten sich ihre Augen auf, und sie erkannten": eine Erkenntnis bewirkt die Frucht, wie das ja auch der Name des Baumes sagt, nicht einen Trieb und dessen Befriedigung. Was erkannten sie? „Daß sie nackend waren." Das heißt natürlich nicht, daß sie sich bisher eingebildet hätten, sie hätten Kleider an, sondern daß ihnen durch die Wirkung der Frucht mit einem Male das Bewußtsein aufgeht, sich in einem Zustande zu befinden, der sich nicht gebühre, der unerlaubt, unsittlich sei. Daß dies das richtige Verständnis ist, beweist mit Sicherheit der Vers 2, 25, der mit der feinsten Absicht den unsrigen vorbereitet: „Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib, aber sie schämten sich nicht voreinander." Nur weil jener Vers vorausgeht, kann der Erzähler sich in 3, 7 so kurz fassen; ohne ihn müßte es heißen: „und sie erkannten, daß sie nackend waren, und so schämten sie sich voreinander." Und ebenso ergänzt sich dem Gedanken nach 2, 25: „Und sie waren beide nackend, [aber sie waren sich nicht bewußt, daß das unerlaubt, daß das etwas Böses sei], und so schämten sie sich nicht voreinander, [sondern ließen es harmloser Weise dabei]." Es kann doch keinen Augenblick, so wenig im Hebräischen wie im Deutschen, bezweifelt werden, daß „Sich einer Handlung voreinander schämen" bedeutet „Sich bewußt sein, daß sie unzulässig, in höherem oder minderem Maße unsittlich ist und abgestellt werden sollte". Aber vielleicht ist gerade das der Gegenstand der Scham, die sich jetzt bei ihnen einstellt, daß sie bis dahin „die eheliche Pflicht" noch nicht erfüllt haben, der Mann sein Weib noch nicht „erkannt" hat, und sie beeilen sich nun diesem Mangel abzuhelfen, indem sie das nachholen? So ungefähr müssen sich die Vertreter der sexuellen Erklärung den inneren Zusammenhang wohl vorstellen, obgleich „Nacktsein" eigentlich kein wohlgewählter Ausdruck für Nochnichtgeschlechtlichverkehrthaben ist.

Aber wir müssen es bei dem lassen, was der Erzähler uns gibt, und der sagt ganz unmißverständlich, was die Scham dem ersten Paare zu tun eingab. „Da hefteten sie Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze daraus." Das kann doch nicht als die Vollziehung der ehelichen Pflicht verstanden werden, und nicht einmal als eine geeignete Vorbereitung dazu. Die meisten Vertreter der sexuellen Erklärung gehn diesem Bedenken gar nicht nach; auch hier ist Schmidt ihnen wieder voraus, indem er, im Gefolge Gunkels, es möglichst zu beseitigen sucht. Sie erreichen dies, indem sie in V. 8 die Zeitbestimmung für das Lustwandeln Jahwes im Garten und die Begegnung des Paares mit ihm vom Morgen verstehn, während fast alle Ausleger mit den alten Uebersetzungen darüber einig sind, daß mit dem „um das Wehen des Tages, als der Tag luftig wurde", der Abend gemeint ist, die Zeit nach des Tages Hitze, die gegebene zum Spazierengehn. Mit dem Morgen gewinnen Gunkel und Schmidt zwischen dem Essen von der verbotenen Frucht und der Begegnung mit Gott die vorhergegangene Nacht und damit den Spielraum für den behaupteten geschlechtlichen Verkehr des ersten Paares. Gunkel sagt: „Die Uebertretung war eine Tat der Nacht; mit dem neuen Tage kommt die Reue. Diese Deutung liegt besonders deshalb nahe, weil es sich um geschlechtliche Sünde handelt." Schmidt (S. 25) spricht viel teilnehmender von „der ersten Nacht, der Brautnacht der beiden Menschen, die durch die Zauberfrucht des Baumes ihrer Liebe innegeworden sind". Aber ganz unmerklich, ohne es ausdrücklich zu sagen, gewinnt er dem Texte gegenüber noch viel mehr als die Brautnacht. Er beginnt einen neuen Absatz mit den Worten: „Sie hefteten Feigenblätter aneinander und machten sich Lendenschurze, da hörten sie (plötzlich) das Geräusch der Schritte Gottes, wie er sich im Wehen des Tages im Garten erging.' In welcher Stunde spielt diese Szene?" Und nun erfahren wir, was eben festgestellt wurde, daß „das Morgenwehen" gemeint sei, dessen Eigenart im Stil Eichendorffscher Romantik geschildert wird; der nächste Absatz aber beginnt „Dann aber liegt zwischen jenem ‚da wurden ihre Augen aufgetan' einerseits und der Begegnung und dem Gespräch andererseits eine Nacht", und das ist eben die Brautnacht. Nein, wenn vor der Begegnung eine Nacht abgelaufen wäre — was nur Postulat ist — dann läge sie nicht zwischen der Begegnung und dem Auftun der Augen, sondern zwischen ihr und dem Anlegen der Schurze, und, da von deren Ablegen nichts gesagt ist, so hat dann jedes der beiden die Nacht mit dem Schurz umgeben verbracht, so daß von Brautnacht keine Rede sein kann. Indem aber Schmidt 7 b, das Anfertigen (und Anlegen) der Schurze, in

[5]) S. 22: „Das Wachwerden des Geschlechtssinnes, und es ist nach der Meinung des Erzählers nur das und nichts anderes."

[6]) Schmidt nennt die Strafsprüche über Mann und Weib nach wie vor „Flüche", so S. 9, 23 und immer wieder. Mit dieser unerhörten und in ihren Folgerungen höchst bedenklichen Gedankenlosigkeit fällt die ganze Menschheit unter die gleiche Verdammnis, die der Wortlaut der Schrift nur über die Schlange (3, 14), den unschuldigen Ackerboden um des Menschen willen (3, 17), den Brudermörder Kain (4, 11) und den Vaterschänder in 9, 25 verhängt. Gegen sie habe ich in meinem ersten Aufsatz in dieser Zeitschrift (1927, Sp. 11) Brunner und Greßmann gegenüber den schärfsten Einspruch erhoben und erhebe ihn hier von neuem.

seiner wörtlichen Anführung der Sätze von 7a loslöst und, durch eine Nacht von dessen Inhalt getrennt, aufs engste mit der Gottesbegegnung zusammenfügt, mutet er dem Leser zu, zu glauben, daß die Beiden die Nacht, die auf die gewonnene Erkenntnis folgte, in ihrem bisherigen Zustande, d. i. nackt, verbracht und als Brautnacht gefeiert, daß sie am andern Morgen die Schurze verfertigt und angelegt haben und dann plötzlich Gott begegnet sind. „Diese Szene", nach deren Zeit er fragt, um sie auf den Morgen festzulegen, baut sich also nach seiner Darstellung aus jenen beiden Handlungen auf. Das ist eine ganz unerlaubte Vergewaltigung des völlig unmißverständlichen Wortlauts. Mit dem Augenblick des Genusses der Frucht tun sich ihre geistigen Augen auf für den ersten Spruch des Gewissens, die Erkenntnis ihres unzulässigen Zustandes der Nacktheit voreinander, und die unmittelbare Reflexbewegung dieser Erkenntnis ist, daß sie zu den Feigenblättern greifen, um dem abzuhelfen. Zwischen Erkenntnis und Handeln bleibt für gar nichts Raum, am wenigsten für die „Brautnacht". Ist's doch hier wie an andern Stellen unserer herrlichen Geschichte, als hätte der Erzähler geahnt, wie übel man ihn einst mißdeuten würde, und hätte dem deshalb nach aller Möglichkeit vorgebeugt. Jedenfalls würde ein Preis, für den ausgesetzt, der Gunkels und Schmidts Mißdeutung noch klarer und entschiedener verhüten wollte als durch die Lendenschurze des Textes, unvergeben bleiben müssen. Wäre das Schweigen des Erzählers von der geschlechtlichen Vereinigung des Paares, „worauf die Erzählung so deutlich hinaus will", wie Schmidt behauptet, aus seiner, des Erzählers, „Zurückhaltung, wo von der Gemeinschaft der Geschlechter gesprochen wird", zu erklären, wollte er demnach den Leser diese Gemeinschaft zwischen den Zeilen lesen lassen, so mußte er ganz anders reden. Seinem Wortlaut gegenüber kann daran gar nicht gedacht werden.

Was der Schicksalsbaum zu vergeben hatte und die ersten Menschen durch den Genuß seiner Frucht gewannen, war vielmehr, genau nach dem Wortlaut seines Namens, Erkenntnis von Gut und Böse im sittlichen Sinne, und damit die richtige Unterscheidung zwischen diesen Gegensätzen. Ein neues Organ erwacht damit in ihnen, das Gewissen,[7]) und sofort, unwiderstehlich und unbelehrbar, tut es seinen ersten Spruch, indem es ihnen zum Bewußtsein bringt, daß voreinander nackt zu gehn Unrecht sei. Und ebenso unwiderstehlich zwingt sie dieser Spruch zu der ersten sittlichen Tat, dem Bemühen diesem Uebel abzuhelfen, so gut es gehn will. Worin besteht nun ihr Unrecht, ihre Versündigung, der „Sündenfall"? In dem Nacktgehn? Durchaus nicht; denn solange sie das taten, taten sie es in Unschuld, weil sie noch nicht wußten, was gut und böse war. Der Sündenfall besteht vielmehr lediglich in ihrem Ungehorsam, hervorgegangen aus dem Mangel an Vertrauen zu ihrem Schöpfer, indem sie der Schlange mehr trauten als ihm. Hätten sie dem Versucher widerstanden, so wäre ihnen wohl die sittliche Erkenntnis und damit deren Organ, das Gewissen, von der andern Seite, vom Guten her, zuteil geworden, selbst ohne Genuß von der Frucht des Baumes oder, falls es dennoch dessen bedurfte, nunmehr unter Zulassung des Gottes. Darüber sind natürlich nur Vermutungen möglich. — Mit der Erkenntnis, daß der Sündenfall im Ungehorsam besteht, ist schon einem Einwand begegnet, dem, daß Nacktgehn, wenn überhaupt eine Sünde, doch eine so winzige sei, daß die nicht so schwere Folgen nach sich ziehen könne. Es handelt sich gar nicht um deren Begehung, sondern um ihre Erkenntnis, und die beweist gerade am geringsten Gegenstand ihre mikroskopische Schärfe. Daß sie größeren gewachsen ist, versteht sich daraufhin ganz von selbst. Der wunderliche Gegenstand tut gerade kraft seiner Wunderlichkeit und Geringfügigkeit recht verstanden an seiner Stelle besonders große Wirkung, da er die große Enttäuschung des Paares bei seinem ersten Nachdenken nach dem Sündenfall überwältigend zum Ausdruck bringt. Und er ist von dem Erzähler keineswegs willkürlich gewählt. Wir haben schon gesehen, daß 3, 7 in 2, 25 vorbereitet wird: „Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib; aber sie schämten sich nicht voreinander." Es lag dem Erzähler daran zu zeigen, was den Beiden vor dem Genuß von dem Erkenntnisbaum noch fehlte und ihnen dann durch diesen zuteil wurde und aufging. Da es sich um sittlich Gut und Böse handelte, mußte etwas aufgewiesen werden, was das sittliche Urteil herausforderte, ohne daß doch ein solches Urteil von den Beteiligten darüber gefällt wurde. Was sonst, das dieser Forderung entsprochen hätte, ließ sich von dem ersten, soeben erst einander zugeführten Paare beobachten und hervorheben, als das unbefangene Verharren in einem ihnen anerschaffenen Zustande, der den Forderungen der Sittlichkeit nicht entsprach? Auch hier dürfte man wieder getrost einen Preis auf eine andere Lösung der Aufgabe setzen. Aber noch ein Weiteres kommt dazu. Das Gebot sich „voreinander" zu verhüllen ist die allererste soziale und somit sittliche Pflicht, die dem Menschenpaare entgegentritt. Denn solange der Mensch allein war, verstand es sich von selbst und unterlag keinerlei sittlichem Einspruch, daß er nackt ging; erst seit ihm das Weib zur Seite getreten, mußten beide „sich voreinander schämen" und dann pflichtmäßig sich verhüllen.[8]) So wird ganz nebenbei ein wesentlicher Ein- und Abschnitt im Sein der Menschheit damit gekennzeichnet. Statt dem allen nach Gebühr Rechnung zu tragen, hat man mit 2, 25 nichts anzufangen gewußt, ihn als müßige Zwischenbemerkung betrachtet, höchstens irrige Schlüsse daraus gezogen. Das erste Paar, sagt man, geht harmlos nackt wie die unschuldigen Kinder; diese Unschuld verliert es durch den Genuß der Frucht. Nun heißt „Unschuld" im Deutschen auch soviel wie Jungfrauschaft: was kann klarer sein, als daß es sich bei dem Sündenfall um deren Verlust handelt? So mit andern Worten auch Schmidt S. 21 f. Aber wer heißt denn die Ausleger die ersten Menschen mit Kindern vergleichen? Die gab es ja noch gar nicht. Mit den Tieren müssen sie verglichen werden, die auf dem Wege zum Weibe und mit der gleichen Zielsetzung erschaffen sind. Mit ihnen stehn sie in ihrem Nacktbleiben auf derselben Stufe. Tiere sind das ausnahmslos bis auf den heutigen Tag, und erst durch das Essen vom Baum der Erkenntnis hat sich der Mensch darin über sie erhoben. Auch daraus läßt sich erschließen, welcher Art diese Erkenntnis sein muß. Sicher nicht die des Geschlechtssinns und des geschlechtlichen Verkehrs; denn die haben und üben die Tiere sämtlich und sollen doch wohl nicht auch erst vom Baum der Erkenntnis gespeist worden sein. Und, um eine andere Erklärung noch abzuwehren, auch nicht verstandesmäßige Erkenntnis. Denn die haben nach dem Erzähler die Tiere ebenfalls, wenn auch wohl in sehr mannigfaltiger Abstufung; war doch die Schlange „das klügste unter allen Tieren des Feldes, die Jahwe Gott gemacht hatte" (3, 1); es müssen also auch die übrigen Tiere ihren Anteil an Klugheit haben. Die Schlange freilich ist mindestens dem Weibe und wohl beiden darin über, während doch der Mensch in dem Benennen der Tiere (2, 19 f.) und in der blitzartigen Erfassung des Wesens des Weibes (2, 23) beweist, wie wenig er dafür erst eines Wunderbaumes bedarf. So bleibt nur der Mangel der sittlichen Erkenntnis, der Erkenntnis von Gut und Böse übrig. Die fehlt den Tieren allen bis auf den heutigen Tag. Daß sie auch dem Menschen vor dem Genuß von dem verbotenen Baume noch nicht zu eigen war, das stellt der Erzähler nicht nur in 2, 25 ausdrücklich fest, sondern er hütet sich auch sorgfältig, vor 3, 7, irgend etwas davon durchblicken zu lassen. Keinen sittlichen Grund, sondern nur die Todesgefahr führt Gott in 2, 17 für sein Verbot an, und in der ausführlich dargebotenen Ueberlegung des Weibes vor dem Genuß der Frucht (3, 6) findet sich keine Spur von sittlichen Bedenken und sittlicher Erkenntnis, sondern nur Verstandesgründe. So muß es unbedingt bei dem sittlichen Verständnis des Baumes sein Bewenden haben. Die Vertreter der sexuellen Erklärung ahnen wohl kaum, wie tief und fest sie in den Banden der alten dualistisch-manichäisch-mönchischen Weltanschauung liegen, nach der Begattung und Zeugung die eigentliche Kardinalsünde darstellen, durch die der Mensch dem Reiche des Demiurgen verfällt. Stark hat diese Weltanschauung von jeher in die Deutung unserer Erzählung eingegriffen, und sie wirkt bis auf unsre Tage und in eine vermeintlich vorurteilslose Bibelauslegung hinein nach.

Fast möchte man glauben, daß auch ein wunderlicher Anhang, den Schmidt dieser seiner zweiten Erzählung gibt (S. 29 f.), darin seinen Ursprung nimmt. Der Gott dieser zweiten Erzählung soll beileibe nicht Jahwe, der Gott Israels, sein; er ist vielmehr der kanaanäische Baal, „der Gott, dessen höchste Eigenschaft es ist, daß er Leben schafft". Ja, tut das denn Jahwe nicht auch? Es ist helle Willkür, schier unbegreiflich, daß ausgerechnet der Gott, den „man im Sinnenrausch

[7]) Es ist natürlich ganz gleichgültig, ob das Alte Testament dafür ein Wort hat, da die Sache klar vorliegt. Immerhin vergleiche man madda' Pred. 10, 20, LXX συνείδησις, und besonders klar in vollem Sinne dieses Wort in Weish. Sal. 17, 11.

[8]) Selbstverständlich wird zwischen sittlichen Pflichten des „Primitiven" und des Kulturmenschen nicht unterschieden; vielmehr ist alles Sittliche göttliches Gebot und damit von Anbeginn gleich.

geschlechtlicher Riten auf seinen heiligen Höhen" durch den geschlechtlichen Verkehr mit „Heilige" genannten Tempeldirnen verehrt, daß der seinen Geschöpfen den geschlechtlichen Verkehr sollte mißgönnt haben, wie das Schmidt hier doch voraussetzt. Und in *seiner* ersten und dritten Geschichte tut doch Jahwe dasselbe! Die „bewußte Unwahrheit" von 2, 17 meint Schmidt Jahwe freilich nicht zutrauen zu dürfen (S. 30); aber diese Beschuldigung der Schlange (3, 5) trifft auch bei verständiger Erklärung nicht zu. Den kanaanäischen Baal aber kennt kein israelitischer Erzähler als Weltschöpfer; der gehört einzig und allein Hans Schmidt.[9])

Endgültig wird die sexuelle Erklärung, „das Wachwerden des Geschlechtssinnes" und „das Vollziehen der Ehe" nach dem Genuß der verbotenen Frucht, abgetan durch die Erkenntnis, daß beides nach der Meinung des Erzählers längst vorher, gleich nach dem Zusammentreffen der beiden Gatten in 2, 22 f., erledigt ist. Darauf schaut der Erzähler in 2, 24 bereits zurück mit dem Ausblick über die gesamte Menschheit: „Darum verläßt ein Mann[10]) seinen Vater und seine Mutter und hängt — eigentlich ‚klebt' — an seinem Weibe, sodaß sie beide zu *einem* Fleisch (Leibe) werden." Ist das hier bereits geschehen, wie dies ja das einzig Naturgemäße ist, da Jahwe selbst das Weib dem Menschen zugeführt und damit ihm angetraut hat, so kann es sich natürlich nach dem Essen von dem Schicksalsbaum nicht zum zweiten Male zutragen.[11]) Das gilt freilich nicht gegen Schmidt, weil er 2, 18—24 einer andern Erzählung, seiner ersten, zuweist. Aber das muß er eben, weil er mit seinem Suchen nach „Liebe" hier den meisten Auslegern voraus ist. Er erkennt richtig (S. 25), daß die Ehe zwischen 2, 23 und 24 vollzogen wird; da er aber fest überzeugt ist, daß 3, 7 ebenfalls davon redet, so wird er geradezu gezwungen, diese Verse auf verschiedene Quellen zu verteilen, und dadurch erhalten wir bei ihm zwei lahme, lückenhafte Erzählungen statt der einen lebensprühenden, in sich geschlossenen, die in dem ungeteilten Wortlaut vor uns liegt.

3

Und nun zu guter Letzt Schmidts *dritte Erzählung*. Das ist (S. 31) eine Parallele zu der vom Baume der Erkenntnis, „die ihr aufs engste verflochtene, in kaum noch erkennbaren Resten erhaltene Erzählung vom ‚Baume des Lebens'". Schmidt folgt *mir* (vgl. besonders S. 16 Anm. 1) in der Einsicht, daß der Baum des Lebens neben dem der Erkenntnis in derselben Geschichte nicht möglich ist. Das wird schon durch 3, 3 ausreichend bewiesen, wo das Weib nur einen einzigen Baum „in der Mitte des Gartens" kennt, während dort nach 2, 9 die beiden stehn. Nun fragt sich, wie das Hinzutreten des Lebensbaumes dort und weiter in 3, 22, 24 erklärt werden kann oder muß: insbesondere, ob es sich dabei nur um einen ziemlich äußerlichen Zusatz, eine Art Ergänzung zu der einzigen, geschlossenen Paradiesesgeschichte handelt, oder ob dafür eine andere zusammenhängende Erzählung vorausgesetzt werden muß, deren Kern eben der Lebensbaum gebildet hätte. Für das Erstere entschied ich mich schon vor fast 50 Jahren. Der Lebensbaum findet sich auch sonst im Alten Testament (Spr. 3, 18; 11, 30; 13, 12; 15, 4) als ein festes Stück des Volksbewußtseins, sicher in einem Gottesgarten gedacht, unerreichbar für Menschenhand. Ich nahm an, daß, nachdem unser Erzähler sein Paradies nur mit dem Baum der Erkenntnis ausgestattet hatte, ein Späterer meinte, dessen Bestand, sein Inventar, durch den Baum des Lebens vervollständigen zu müssen, ihn deshalb in 2, 9 eintrug und in 3, 22, 24 auf ihn Rücksicht nahm.[12]) Ob man nun annehmen will, daß dieser Baum im Volksmunde den Kern einer mehr oder minder dramatischen Erzählung bildete, mag man ohne Schaden freigeben; bedenklich wird das erst, wenn man daran geht, aus den „kaum noch erkennbaren Resten" den Zusammenhang einer solchen Erzählung zu erschließen und sie unserer Paradiesesgeschichte gegenüberzustellen. Das ist schon öfter ohne Glück versucht worden, und daß Schmidt bei seiner starken Anlage zur Mythenbildung dieser Versuchung nicht zu widerstehen vermochte, kann nicht wundernehmen. Er weist (S. 31) dieser Geschichte vom Lebensbaum zunächst aus 2, 8 und 9 die Worte zu: „Und Gott pflanzte einen Garten in Eden und den Baum des Lebens mitten im Garten", dann von 2, 15: „Und Gott nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, um ihn zu bewachen." „Der Mensch" schließt ihm aber hier, anders als in dem überlieferten Wortlaut, das Weib ein. Und während es in 2, 15 heißt „ihn zu bearbeiten und zu bewachen", wobei das „ihn" zweifellos auf den Garten geht, während man selbst Schmidts soeben mitgeteilte gekürzte Wiedergabe nicht anders verstehen kann, sagt er auf der folgenden Seite ohne jede Erklärung für diese Aenderung: „Im Anfang — so berichtet die Erzählung — waren der Mensch (und sein Weib) von Gott dazu bestellt, in seinem Garten ‚den Baum des Lebens zu bewachen'." Man darf wohl zunächst, wie für den Garten selbst, so für den Baum fragen, vor wem sie ihn bewachen sollen, da außer ihnen noch kein Lebewesen auf der Welt ist.[13]) Und weiter, was Schmidt das Recht gibt, das Bewachen nur auf den Baum des Lebens zu beziehen? Und ganz zwischen den Zeilen sollen wir vollends lesen, daß bewachen soviel heißen soll wie verhüten, daß von der Frucht des Baumes gegessen wird, und daß das auch ihnen, den Wächtern, untersagt ist, wie in der zweiten Erzählung (V. 17) für den Baum der Erkenntnis. Das alles wird noch viel befremdlicher, wenn wir hören, wie Schmidt den Baum des Lebens versteht. Deutlich sagt uns ja 3, 22, daß seine Frucht dem, der von ihr auch nur ein einziges Mal ißt, ewiges Leben schenkt. Aber diesen Vers streicht Schmidt unter Berufung auf meinen Nachweis[14]) als „Verbindungsklammer der beiden Erzählungen vom Gottesgarten", und nun erfahren wir (S. 33), was „Baum des Lebens" sagen will: „Daß diese Frucht dem Menschen die Kraft gibt, Leben zu schaffen, d. h. zu zeugen und zu gebären." Damit sind wir denn wieder bei dem sexuellen Problem angelangt. Für diese ganz neue Entdeckung[15]) bringt er zwei Beweise bei. Aber daß „auch in dieser Erzählung ein Hinweis auf das Todesgeschick" — er rechnet zu ihr 3, 19b — „der Gipfel des schweren Fluches ist", beweist nur etwas, wenn man Schmidts Erfindung glaubt, daß das Paar in ihr schon vom Lebensbaum gegessen hat; und wenn in 3, 20 der Name des Weibes Chawwa bedeuten soll, „die das Leben schenkt" als „Mutter alles Lebendigen", so wird das doch nur von ihr ausgesagt, nicht aber von dem Baum. Daß seine Erklärung aber nicht nur 3, 22 widerspricht, sondern allen Stellen des Alten Testaments für den Lebensbaum (Spr. 3, 18; 11, 30; 13, 12; 15, 4; vgl. auch Hes. 47, 8 ff. und Apok. 22, 2) und für den Lebensborn (Ps. 36, 10, Spr. 10, 11; 13, 14; 14, 27; 16, 22), die sämtlich als Wirkung Leben für den Genießenden voraussetzen, nicht die Erweckung neuen Lebens aus ihm — das erregt ihm keine Bedenken, ja davon hören wir kein Wort! Er erwähnt sie nicht einmal. Und auch nicht Nektar und Ambrosia, die Aepfel der Hesperiden in Heras Garten, das Lebenskraut des Gilgamesch, die Götterspeise im Adapa-Mythos usw. usw., die alle dem Genießenden selbst Leben, und ewiges Leben schenken. Das ist unerhörte Vergewaltigung des Wortlauts der Schrift, nicht dessen Auslegung, Mythenbildung, nicht Mythenerklärung. Und wieder recht unglückliche. Denn wenn wir nun lesen (S. 32), „daß die beiden Menschen das in sie gesetzte Vertrauen mißbraucht, d. h. also den Baum nicht gehörig behütet, vielmehr selbst von seiner Frucht gegessen haben", so erscheint es zunächst doch kaum begreiflich, daß Gott zwei Wesen zu Hütern eines Wunderbaumes machen konnte, dessen Kraft ihnen noch nicht eignete, sodaß sie danach gelüsten mußte. Weiter muß man fragen, zumal Schmidt ihr Handeln (S. 34) „prometheisch, himmelstürmend" nennt, von ihrem Trotz und stolzen Jubel redet, sie also durchaus mit Bewußtsein handeln läßt: woher sie denn die Kraft des Baumes erfahren haben? Hat etwa auch hier die Schlange sie ihnen verraten? Und eine Wandlung in ihrem Wesen muß doch auch durch den Genuß der Frucht mit ihnen vorgegangen sein; denn

[9]) Natürlich nimmt Schmidt an, daß eine vorisraelitische kanaanäische Erzählung von einem israelitischen Erzähler „in die Anschauung von Jahwe und seine Verehrung übernommen" sei (S. 29). Aber diese Annahme ist ebenso unwahrscheinlich wie unnötig.

[10]) So nach der gewöhnlichen Auffassung; besser „ein jeder".

[11]) Man hat die Wahl zwischen der Annahme, daß der Erzähler selbst die ausdrückliche Feststellung mit keuschem Schweigen übergangen hat, was ganz möglich ist, oder daß ein Späterer sie gestrichen hat, vielleicht schon auf Grund falschen Verständnisses: in jedem Falle bürgt V. 24 für den Vollzug der Ehe. Vgl. dazu meinen Aufsatz in der Christlichen Welt 1927, Sp. 12 f.

[12]) K. Budde, Die biblische Urgeschichte, 1883, S. 82: „Daß im Paradiese auch ein Baum des Lebens stand, wußte ja jedes Kind. Er mußte also nachgetragen werden, und das geschah in der oben aufgedeckten Weise."

[13]) „Ihn zu bearbeiten und zu bewachen" ist in Wirklichkeit ein unverständiger Einschub, wohl von derselben Hand wie das „und noch gabs keine Menschen, den Ackerboden zu bearbeiten" in V. 5.

[14]) Für mich fällt er samt 3, 24 mit dem Baum des Lebens in 2, 9 als Zusatz des Vermehrers.

[15]) Nur Procksch nennt Schmidt als Vorgänger mit der Frage, „ob vom Lebensbaum einmal erzählt war, daß seine Frucht Zeugung = Geburt bewirkt habe." In der zweiten Auflage hat Procksch diesen Satz gestrichen, was sicher ratsam war.

wenn erst sie ihnen die Kraft zu zeugen und zu gebären verliehen hat, die ihnen versagt bleiben sollte, so können sie doch nicht seit ihrer Erschaffung mit Zeugungs- und Geburtsorganen ausgestattet gewesen sein.

Freilich ist das alles für unseren Verfasser ein Kleines, hat er doch entdeckt, daß das erste Paar in dieser Erzählung als „halbgottartige, im Kleide der Himmlischen wandelnde Wächter des Gottesgartens" (S. 39) in diesen eingesetzt wurden. Das entnimmt er aus dem ersten Verse, den er seiner dritten Erzählung zuspricht, dem Verse 2, 6. Er übersetzt ihn (S. 35): „Und 'ed erhob sich vom Erdboden. Und er hatte die ganze Erde getränkt." Das hebräische Wort 'ed aber bedeutet ihm den „Regenwolkenhimmel", unser Vers sagt daher: „‚Der Regenwolkenhimmel erhob sich', ‚er stieg auf' von der äräs, dem ‚Erdboden'." Er hat ihn also vorher dicht umfangen, ihn mit fruchtbarem Naß getränkt, hier schwebt daher die Vorstellung von einer „Ehe" zwischen dem Himmel und der Mutter Erde vor, und dieser Ehe Frucht sind die ersten Menschen, Kinder der „Mutter Erde" (S. 37, 39). Diesem kühnen Fluge muß nüchterne Prüfung bis ins Einzelnste nachgehn. Schmidt übersetzt 'äräs im ersten Halbvers mit „Erdboden", 'adamā im zweiten mit „Erde"; das Gegenteil ist richtig, 'äräs ist die Erde als Weltkörper, als Grundlage des Weltalls und Träger des Himmelsgewölbes, 'adamā als Oberfläche, „Erdboden, Ackerboden". Wie ernst es mit dem letzteren in V. 6 b gemeint ist, zeigt das Wort penê, „Antlitz, Oberfläche", das ihm vorausgeht, aber von Schmidt stillschweigend übergangen wird, also „die ganze Oberfläche des Erdbodens". Weshalb Schmidt so verfährt, ist deutlich. Nur den Erdboden, die Oberfläche der Erde, konnte der Regenbogenhimmel ehelich umfangen; aber den Mutterschoß der Erde in ihren Tiefen mußte er doch befruchtend tränken, wenn sie das Menschenpaar gebären sollte. Es ist aber unerlaubt, einem überlieferten Texte zu dem erstrebten Zwecke derart nachzuhelfen, am wenigsten, ohne dem Leser davon Kenntnis zu geben. Aber mehr noch: 'ed soll ein altes mythisches Wort sein, als ursprünglicher Eigenname ohne Artikel gebraucht, wie eine Anzahl anderer alter Worte, die er aufführt, daher nicht „ein 'ed", sondern „'ed" in der Bedeutung „der Regenbogenhimmel", eine mythische Persönlichkeit (S. 36). Das ist ein Irrtum; es wird widerlegt durch die einzige andere Stelle, wo das Wort vorkommt, Hiob 36, 26 'edô, von Schmidt dort anstoßfrei anerkannt und mit „sein 'ed" wiedergegeben. Das ist bei jenen ursprünglichen Eigennamen ebenso unmöglich wie der Artikel, und bei keinem der weiter angeführten Seitenstücke kommt ähnliches vor. Leider ist das nicht der einzige Verstoß gegen die Grammatik, dessen sich Schmidt hier schuldig macht. Viel größer ist der andre, und dessen Berichtigung wirft seinen ganzen Mythos über den Haufen. Er übersetzt die Verbalform ja'alè im ersten Halbvers mit „er erhob sich", „er stieg auf" und versteht sie als den Abschluß der Begattung der Erde durch den Regenbogenhimmel, und die Form vehischkā im zweiten Halbvers übersetzt er mit „er hatte getränkt". Das ist ganz unmöglich; vielmehr können beide Formen nur eine in der Vergangenheit andauernde Handlung und damit eine Zuständlichkeit bezeichnen. Es handelt sich dabei nicht etwa um eine Frage, über die man verschiedener Meinung sein kann, sondern um eine Elementarregel der hebräischen Syntax, die keine Ausnahme zuläßt und an dieser Stelle wohl von Schmidt zum ersten Male verkannt und übertreten wird.[16]) Für den Leser, der des Hebräischen nicht mächtig ist, stelle ich fest, daß es sich ziemlich genau um denselben Fehler handelt, als wenn man ein griechisches Imperfectum als Aorist, ein lateinisches als Perfectum historicum, ein französisches Imparfait als Passé défini fassen wollte. Ebensosehr verstößt seine Auffassung gegen die Wortfolge, das Voranstehn des Subjekts. Schmidt hätte also 2, 6 von Grund aus für seine Zwecke umgestalten müssen, um seinen Mythos darauf aufzubauen. Neugierige Fragen lassen sich auch hier nicht unterdrücken. Versteht sich die Zwillingsgeburt verschiedenen Geschlechts von selbst? Und wer hat Himmel[17]) und Erde zu ihrer Ehe Macht und Recht verliehen; hat etwa der Schöpfergott selbst sie zu seinen Gehilfen beim Schaffen aufgerufen? Fast möchte man das daraus entnehmen, daß er die Früchte ihrer Ehe sofort in seinen Dienst nimmt als Wächter des Gottesgartens. Daß sie bei so hoher Abkunft „halbgottartige" Wesen sind (S. 39, vgl. S. 41), ähnlich den Keruben von 3, 24, begreift man leicht; Schmidt weiß noch mehr, daß sie nämlich in dieser Erzählung nicht nackt zu denken sind, „sondern in einem Gewande, wie es die Götter tragen, also bekleidet mit Kabôd, mit Doxa, mit Lichtglanz!" (S. 35). Das entnimmt er aus 3, 21, wo Gott den Gefallenen Kleider aus Fellen verfertigt und sie ihnen anzieht. Immer hat man darin den gnädigen Ersatz für die jämmerlichen selbstgefertigten Schurze aus Feigenblättern gesehen; aber Gott „kann seinen Fluch mit einem barmherzigen Geschenk nicht enden". Darin vollzieht sich vielmehr ihre Degradation: es ist der arme Ersatz für ihre himmlische, mit dem Paradies verlorene Kleidung (S. 35). Es mag damit genug sein, obgleich auch die Nachprüfung dessen, was Schmidt aus 3, 20, der Benennung des Weibes, zu machen weiß, und wie er den Weg dazu bahnt, noch reichen Ertrag bieten würde.

Nur zu dem Abschluß seiner dritten Erzählung kann man ihm Bedenken und Einspruch nicht ersparen. Wir hörten schon, wie Schmidt 3, 22 als redaktionelle Verbindungsklammer streicht, weil der Vers den Baum des Lebens als Spender ewigen Lebens für den Genießenden versteht und voraussetzt, daß die Menschen noch nicht von ihm gegessen haben. Dagegen hält er 3, 24 als Schluß der dritten Erzählung fest mit der „Flamme des züngelnden Schwertes, um zu hüten den Weg zum Baume des Lebens" (S. 32).[18]) Hüten, doch vor den Menschen, weil nur das hierher gehören würde. Aber die haben ja nach Schmidt längst von dem Baum gegessen und empfangen, was er zu vergeben hat, die Kraft zu zeugen und zu gebären, die sie auf ihre Nachkommen vererben; sie haben also nicht die geringste Ursache, noch nach dem Baum des Lebens zu begehren. Es ist sonnenklar, daß der Vers das eben nicht annimmt, daß er vielmehr den Baum des Lebens genau so versteht wie V. 22, für Schmidt also mit diesem Verse für die Erzählung vom Baum des Lebens fortfallen muß. Damit bleibt ihm für sie einzig und allein die Nennung des Baumes in 2, 9; daneben die neutralen, willkürlich dieser Erzählung zugewiesenen Verse und Versteile 2, 15; 3, 18 b; 19 b; 20; 21. Man sieht, wieviel er selbst hat dazutun müssen.

Damit kann ich schließen. Ich durfte mich angesichts der eindringenden Arbeit, die ich diesem grundlegenden Abschnitt seit einem vollen halben Jahrhundert gewidmet habe, der Pflicht nicht entziehen, Schmidts neuen Beitrag dazu mit seinen erstaunlichen Ergebnissen nachzuprüfen, und das mußte hier, in der Christlichen Welt, geschehen, wo vor fünf Jahren darüber verhandelt wurde, wie denn der Verfasser selbst daran anknüpft. Von dem, was Hans Schmidt Neues bringt, bleibt meines Einsehens neben so viel Irreleitendem und Verwirrendem auch nicht das Geringste als Förderung des Schriftverständnisses übrig, und man muß es bedauern, daß so ganz aus dem Eigenen geschöpfte Gedanken eines mit schöpferischer Einbildungskraft überreich ausgestatteten Vertreters der Bibelauslegung der breiten Oeffentlichkeit vorgelegt worden sind. Eine eingehende Erklärung der gesamten Paradiesesgeschichte für die Fachgenossen von meiner Hand war so gut wie fertig, als Schmidts Vortrag erschien. Sie wird, so darf ich hoffen, bald veröffentlicht werden und den Beweis erbringen, daß wir es in der Paradiesesgeschichte mit einer einzigen, in sich abgeschlossenen Erzählung zu tun haben, die nur hie und da einige leicht erkennbare und ebenso leicht auszuschaltende Zusätze mit sich führt. Möchte auch aus diesem Aufsatze der Leser diese Ueberzeugung davontragen!

Marburg Karl Budde

[16]) Luther: „Aber ein Nebel ging auf von der Erde und feuchtete alles Land", Menge: „es stieg aber ein Dunst von der Erde auf und tränkte die ganze Oberfläche des Erdbodens". Beide richtig: es wird nur festgestellt, daß der Erdboden, durchfeuchtet wie er war, der Töpferarbeit Jahwes bei der Bildung des Menschen (V. 7) geeigneten Stoff darbot.

[17]) Ganz bedenklich schon der „Regenwolkenhimmel", der dann weiterhin einfach zum „Himmel" wird. Die Regenwolken bilden keinen Himmel; der Himmel ist für das A.T. ein festes, unverrückbares Gewölbe, zwischen ihm und der Erde liegt der Weltenraum.

[18]) Die Kerube als Hüter des Paradieses scheidet er für die zweite Erzählung aus, wozu gar kein Anlaß ist; Kerube und Schwert gehören untrennbar zusammen.

John Wesley als Vorkämpfer einer christlichen Sozialethik

Es ist zum tragischen Verhängnis für die Entwicklung der christlichen Sozialethik geworden, daß auch ein Teil der Christenheit, der eine Durchdringung des Gesellschaftslebens mit den Grundkräften des Evangeliums aufs Panier geschrieben hat, keine Synthese mit dem kapitalistischen Wirtschafts-

system gefunden hat, wie es mit voller Wucht seit der Entstehung des Industrialismus Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts einsetzt. Ist das noch eher verständlich bei Katholiken und Lutheranern, deren Soziallehren (von Thomas von Aquino und von Luther aufgebaut) zur Voraussetzung haben das als ewig gedachte Gesellschaftssystem des Obrigkeitsstaats und der kleinbürgerlichen Existenzen, verbunden mit patriarchalischer Gliederung der Gesellschaft, so ist es weniger einleuchtend beim Calvinismus, dessen geistiger Vater schon drinstand in den Anfängen des goldkapitalistischen Wirtschaftssystems und der Verständnis hatte für dessen eigenartige Kräfte, der auch in einer Republik lebte und von vornherein dem Patriarchalismus viel vorurteilsfreier gegenüberstand. Seine eigenartige religiöse Einstellung ist, wie uns Max Weber und Ernst Troeltsch gezeigt haben, die psychologische Grundlage des modernen kapitalistischen Geistes geworden; seine Sozialethik hätte auch in entsprechender Weiterbildung eine Dauergrundlage für eine christliche Sozialethik des modernen Industriezeitalters werden können.

Es ist hier nicht der Platz, zu untersuchen, warum diese Weiterbildung unterblieb, obwohl es nicht an Ansätzen dazu fehlte. Wohl der bedeutendste Versuch zu einer solchen Weiterbildung ist in der Gedankenarbeit und praktischen Tätigkeit John Wesleys, des Begründers des modernen Methodismus, zu erblicken. Zwar ist Wesley in seiner religiösen Grundeinstellung durchaus eigene Wege gegangen und hier unabhängig von Calvin, aber auf seine soziale Grundhaltung haben offenbar calvinische Gedankengänge bestimmend eingewirkt. Es ist das Verdienst einer der führenden Persönlichkeiten im modernen Methodismus, des Frankfurter Superintendenten J. W. Ernst Sommer, in seiner Schrift: John Wesley und die soziale Frage[1]) der sozialen Grundeinstellung und praktischen Arbeit Wesleys nachgespürt und beides zu einer anschaulichen Darstellung in reizvoller Form gebracht zu haben, nachdem schon Troeltsch in seinen „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen" einiges Grundsätzliche darüber herausgekehrt hatte.

Es ist kein ausgeklügeltes soziales System wie etwa bei Thomas von Aquino, das Sommer vor unseren Augen ausbreitet; wir haben es vielmehr bei den sozialen Ideen Wesleys mit der nicht ohne Weiteres auf einen Generalnenner zurückführbaren vielseitigen Gedankenarbeit eines von christlicher Leidenschaft erfüllten, aber dabei nüchternen und scharf beobachtenden, immer wieder dem Praktischen zugewandten Reformators zu tun, wie sich ja die kleineren christlichen Gemeinschaften vielfach durch unvoreingenommene, nüchterne Menschenbeobachtung auszeichnen.

Aber das Fehlen eines geschlossenen systematischen Aufbaus nimmt der Gedankenbildung Wesleys keineswegs die Originalität. Ja man kann Wesley als den ersten christlichen Denker bezeichnen, der den christlichen Liebesgedanken nicht auf die Beziehung von Mensch zu Mensch beschränken wollte, wie es Luther doch vorwiegend getan hat, sondern ihn hineintragen wollte in die Institutionen von Staat und Gesellschaft und das Gesellschaftsleben damit befruchten und durchströmen wollte. Freilich hielt er sich dabei durchaus fern von einer Ueberschätzung aller Versuche zur Besserung der äußeren Verhältnisse; er erhoffte in erster Linie einen Umschwung in den Verhältnissen durch gebesserte Menschen. Und außerdem entfachte Wesley wohl als Erster eine christliche Massenbewegung der kleinen Leute, die, obwohl nicht eigentlich demokratisch, doch dem Solidaritätsgedanken Rechnung trug, freilich das Freiheitsbegehren der kleinen Leute zugleich religiös vertiefte und auf den wahren, inneren Wert der Persönlichkeit hinlenkte. Es ist erstaunlich, auf wie vielen Gebieten des Volkslebens und der gesellschaftlichen Ordnung Wesley reformierend zu wirken versucht hat. Er trat ein für politische Freiheit und für Meinungsfreiheit, er suchte die Arbeitslosigkeit durch Senkung der Lebensmittelpreise zu mildern, er forderte eine höhere Besteuerung der Reichen, er bekämpfte scharf den Alkoholmißbrauch, er setzte sich für Abschaffung der Sklaverei ein, er war Kriegsgegner aus religiösen Gründen, er verlangte eine Reform des Gefängniswesens, er schuf Einrichtungen für Förderung der Volksbildung.

In Einem unterschied er sich freilich von der Masse der späteren christlichen Sozialreformer: an der bestehenden Privateigentumsordnung hielt er unverbrüchlich fest. Er tat das keineswegs nur, weil er sie vorfand und ohne Weiteres als feststehend annahm und weil damals noch keine Bewegung für deren Abschaffung eingesetzt hatte. Er hat sie vielmehr trotz voller Kenntnis der urchristlich-kommunistischen Einstellungen als allein mit der Eigenart der Menschen vereinbar angesehen; freilich weist dann die Ausprägung, die diese seine Stellung zur Privatrechtsordnung im einzelnen zeigt, durchaus calvinische Züge auf, wie ja die Berührung mit calvinischer Geistesart bei seiner umfassenden Bildung als wahrscheinlich anzunehmen ist.

Wir besitzen von Wesley über diesen Teil seiner Sozialauffassung eine schon aus den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts stammende Predigt „Von dem Gebrauch des Geldes", in der wohl die Eigenart seiner Anschauungsweise am geschlossensten zum Ausdruck kommt. Sommer hat sie dankenswerterweise im Anhang zu seiner Schrift vollinhaltlich zum Abdruck gebracht. Entsprechend der von Wesley selbst gegebenen Gliederung kann man den Hauptinhalt der Predigt in drei Leitsätzen zusammenfassen:

1. Erwirb, so viel du immer kannst.
2. Erspare, so viel du kannst.
3. Gib alles, was du kannst.

Bezeichnenderweise beginnt Wesley mit einer Auseinandersetzung über das innere Recht des Besitzes (an Stelle dieses Ausdrucks gebraucht er dann das Wort „Geld"). Nicht das Geld an sich ist ihm die Wurzel des Uebels, sondern nur sein Mißbrauch. Das Geld an sich ist ihm von unaussprechlichem Nutzen in allen Angelegenheiten des Lebens, ein äußerst bequemes Mittel zur Verrichtung von allerlei Geschäften und (bei Gebrauch mit christlicher Weisheit) um allerlei Gutes zu tun. Es ist eine vortreffliche Gabe, welche den edelsten Zwecken dient: „In den Händen seiner Kinder ist es Speise für den Hungrigen, Trank für den Durstigen, Kleidung für den Nackten, ein Obdach dem Wanderer und Fremdling. Durch Geld können wir der Witwe die Stelle eines Gatten und den Waisen die eines Vaters ersetzen. Wir können durch dasselbe dem Unterdrückten Schutz, dem Kranken Heilung, dem Blinden Augen, dem Lahmen Füße schaffen, ja sogar vom Tode erretten. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, daß Alle, die Gott fürchten, diese wertvolle Gabe richtig zu verwenden wissen."

Die erste Schlußfolgerung, die Wesley ganz konsequent aus dieser Funktion des Geldes zieht, ist die: Erwirb, so viel (Geld) du immer kannst. Freilich will er dieses Gebot nicht restlos aufgestellt wissen. Es sollen eine Reihe von Ausnahmen gelten. Gerade diese Ausnahmen sind aber bezeichnend für seine ganze Einstellung. Abgesehen davon, daß Wesley vor Gelderwerb auf Kosten unseres Lebens und unserer Gesundheit warnt, fordert er Verzicht auf Erwerb, wenn wir dadurch unserer Seele Schaden tun würden; z. B. durch Betrieb eines auf Lug und Trug aufgebauten Gewerbes, ferner auf Erwerb, wodurch wir unseren Nächsten schädigen, etwa durch Nehmen gesetzlich verbotener Zinsen, durch übermäßige Rechnungen (eines Arztes, eines Rechtsanwalts), endlich auf Erwerb, durch den wir unseren Nächsten an seinem Leibe schädigen, z. B. durch Verkauf geistiger Getränke, oder an seiner Seele Schaden tun, z. B. durch Förderung der Unkeuschheit oder Unmäßigkeit. Für den ehrlichen Erwerb verlangt aber Wesley hingebenden Fleiß, also intensive, angespannte Arbeitsleistung.

Und ebenso bezeichnend für Wesley ist die nähere Begründung seiner zweiten Hauptforderung: Erspart so viel ihr könnt. Sie geschieht durchaus im asketischen Sinn. Man soll nicht unnötig Geld ausgeben zur Befriedigung der Fleischeslust oder der Augenlust oder zu hoffärtigem Leben seiner selbst oder seiner Kinder. Und so sehr er Sparen empfiehlt zur Förderung der Kinder, die den rechten Gebrauch des Geldes kennen lernen

[1]) Bremen 1930, Verlagshaus der Methodistenkirche.

müssen, so sehr warnt er, den Kindern Vermögen zu hinterlassen zum Verschleudern, d. h. wenn zu befürchten steht, daß sie es zu einem verschwenderischen und hoffärtigen Leben benutzen.

In das Zentrum der religiös-sozialen Auffassung Wesleys führt freilich erst seine dritte Forderung: „Gib alles, was du kannst!" und was er zu deren Begründung anführt. Hier ist die Uebereinstimmung mit Calvin besonders augenfällig. Hier kommt seine Erfülltheit mit der evangelischen Liebesgesinnung besonders deutlich zum Ausdruck. Der Mensch soll nicht Eigentümer, sondern Haushalter seiner Güter sein, die ihm Gott nur anvertraut hat. Als treuer Haushalter soll er nach Versehung seiner selbst mit Nahrung, Kleidung und allem, was die Natur mäßig erfordert, um den Körper in Gesundheit und Kraft zu erhalten, mit diesen Gütern Ehefrau, Kinder und Dienstboten versehen, wenn dann noch ein Ueberschuß bleibt, die Glaubensgenossen und, wenn auch dann noch etwas übrig ist, soll er Gutes tun an Jedermann. Und bei der Frage, ob er für diesen oder jenen Zweck etwas ausgeben darf, soll der Mensch eine Gewissensprüfung im Heiligen Geist vornehmen und dann entscheiden.

Daß diese Forderungen Wesleys für ihn nicht bloß ideale „Postulate", nicht bloß Mahnungen an Andre waren, sondern er selbst sich aufs tiefste daran gebunden fühlte, beweist das Leben, das er gelebt hat. Wesley, der ein außerordentlich erfolgreicher und vielseitiger Schriftsteller war, erlangte im Laufe der Zeit große Einnahmen; er brauchte für sich bis ans Ende seines Lebens nur 28 Pfund jährlich und gab den Rest für Wohltätigkeit aus. Man hat berechnet, daß er auf diese Weise Anderen insgesamt 30 000 Pfund (600 000 Mark) Unterstützungsgelder zukommen ließ.[2])

Aber Wesley hat über soziale und gesellschaftliche Dinge nicht bloß theoretisiert und Forderungen darüber aufgestellt, er hat nicht bloß nach diesen Forderungen gelebt, sondern sein Tatwille trieb ihn auch, seine Grundgesinnung in praktischen Institutionen auszuwerten, und seine praktische Begabung half dazu, daß diesen Institutionen Erfolg beschieden war. So führte er schon 1740 eine auf kluger Menschenkenntnis aufgebaute systematische Armenpflege bei seinen Gemeinschaften ein, gründete Witwen- und Waisenhäuser, schuf Darlehenskassen, die nicht bloß für Notfälle der Gemeindeglieder bestimmt waren, sondern auch, entsprechend den modernen Vorschußvereinen, dem wirtschaftlichen Aufstieg der Gemeindegenossen dienten und ihn offenbar öfters auch erreichen halfen. Daneben wären noch die Gründung einer ersten Poliklinik in London, wo den Armen unentgeltlich Arzneien verabreicht wurden, und die Gründung eines Verlags zur Herausgabe billiger Volksschriften zu nennen.

Der moderne Kapitalismus, dessen ungeheure Schäden ich voll anerkenne, ist vermutlich noch für lange Zeit hinaus das Lebensschicksal der west- und mitteleuropäischen Völker. Freilich bedarf er einer Bändigung, wenn „Erdbeben", wie wir deren eines eben jetzt erleben, vermieden werden sollen. Indes darf diese Bändigung über die dem Kapitalismus eigentümlichen Lebenskräfte nicht hinwegspringen wollen. Der Sozialismus West- und Mitteleuropas, der an die völlige Beseitigung des kapitalistischen Systems in absehbarer Zeit nicht glaubt, erhofft nun von möglichster staatssozialistischer Durchdringung und Einschränkung des kapitalistischen Systems die Rettung. Institutionen haben gewiß in begrenztem Rahmen ihren Wert und Segen; allein können sie das Heil nicht bringen; verfehlte Institutionen können nur zu leicht zu einer „Verhunzung" des Kapitalismus führen. Die Bändigung des Kapitalismus kann in entscheidender Weise nur von einer veränderten sittlichen Einstellung der im Wirtschaftsleben Stehenden, der Führer wie der Massen in allen Ländern kommen, so schwer das bei der nicht zu leugnenden „Eigengesetzlichkeit" des kapitalistischen Systems auch zu verwirklichen sein mag. Männer wie Calvin und Wesley werden dabei das geistige Rüstzeug liefern müssen. Die Bedeutung Wesleys in diesem Zusammenhang erstmals eingehend dargelegt zu haben, ist ein Verdienst des Buchs von Sommer, dessen Lektüre darum warm empfohlen werden kann.

Frankfurt a. M. Ernst Cahn

[2]) Daß man das ausgerechnet hat!! Er kann dafür nichts. DH

Wichern und das christliche Staatsideal*)

Wichern ist und bleibt doch der evangelische Kirchenmann, der in den Zeiten der politischen und sozialen Neubildungen die innerste Not des deutschen Volkes am deutlichsten erkannt und am bewußtesten sich gegen die Flut des Unheils eingesetzt hat. Er sah klar, wie die Volksgemeinschaft sich mehr und mehr auflöste, wie ihre Grundlage, die deutsche Familie, sich zersetzte, wie ein wichtiger Volksteil nach dem andern der inneren Verwahrlosung entgegenging. Er sah, wie die Kirche dem einreißenden Verderben keinen Damm mehr entgegenzusetzen vermochte, wie der neu sich bildende Arbeiterstand immer weiter sich der Kirche entfremdete, die seine Nöte nicht zu würdigen verstand, sah die hilfesuchenden, aber enttäuschten Augen der Sozialdemokratie und wollte auch im Kommunismus noch die „entstellten, aber doch wahrheittragenden Züge des Angesichts einer tiefgebeugten, schmerzerfüllten Menschheit" erkennen, „die sich in sozialer Beziehung nach Erlösung und Wiedergeburt sehnt". Als Wurzel aller Nöte aber galt ihm die Entfremdung des Volkes von Gott; sie war also für ihn auch die Ursache der Revolutionskrisis des Staates (1848). „Die Innere Mission wird allem Unheil gegenüber immer aufs neue zu bekennen haben, daß nicht irgendeine politische Funktion, sondern das Christentum als der rechte Grund des Volksheils" zu gelten hat.

Die schöpferischen Gedanken, mit denen Wichern seinen zuversichtlichen Glaubenskampf gegen das Verderben aufnahm, zielten dementsprechend auf „Christliche Wiederherstellung" der Familie, auf die Wiedergewinnung der von der „guten Gesellschaft" Aufgegebenen und die Rettung der Schiffbrüchigen und Gefährdeten, auf die Bildung einer neuen Volksgemeinschaft. Ein Paradigma für dieses hochgreifende Programm errichtete er in dem neuen Ideal der Verbrechensbekämpfung. Die Gemeinschaft des Verbrechertums, dieses bewußten und wirksamsten Feindes der Gesellschaft und des Staates, sollte in der Einzelhaft aufgelöst und durch eine sittliche Gegengemeinschaft, durch die Organisation der „Brüderschaft" des Rauhen Hauses aufgesogen werden. Das Ziel war also, die gemeinschaftszerstörenden Kräfte in aufbauende, gemeinschaftsbildende zu wandeln, die Feinde der Staatsgemeinschaft zu brauchbaren Mitarbeitern zu machen. Und der großartige Bau der Inneren Mission selbst hatte nichts Anderes im Sinn, als der Kirchengemeinschaft neue Lebensmöglichkeit und -wirklichkeit zu verleihen, sie zur wirklich lebensfähigen und lebenausstrahlenden Christengemeinschaft unter Christus, dem Haupt, zu gestalten. Genug, aus Familie, Staat und Kirche eine echte, die Parteien überhöhende Volksgemeinschaft erwachsen zu lassen, war der hohe, letzte Leitgedanke für Wicherns Lebenswerk.

Daß es Wichern ernst war mit diesem erstaunlichen Vorhaben, daß es ihm nicht genügte, bloße Anregungen zu geben und hohe, hohle Ideale aufzustellen, bewies er durch die opferwillige Hingabe und Wucht, mit der er sich für die Gefängnisreform einsetzte. Der Eintritt in die preußische Verwaltung, in die Bürokratie der Zentralbehörden, die Kraft und Ausdauer, mit der er seine Sache gegen ein widerstrebendes Beamtentum und ein verständnisloses Abgeordnetenhaus durchzuführen suchte, bedeutete das Opfer seines Lebens. Er scheiterte an der Gegnerschaft der „liberalen Aera", die mit des späteren König Wilhelms Regentschaft begann und die den „Hamburger Kandidaten" seine Schuld, „Pietist" und dabei Freund von Friedrich Wilhelm IV. gewesen zu sein, büßen lassen wollte. Und er wurde nicht gestützt von seinen kirchlichen Freunden; gerade die „Pietisten" wendeten sich mit Knak und Büchsel von ihm als einem Verleugner „des ge-

*) Vgl. Johann Heinrich Wichern. Ein Lebensbild von Martin Gerhardt. Dritter Band: Ausbau und Ende. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1931, 697 S. 12,50 M.

kreuzigten Christus" entrüstet ab. Die konservativen Mitarbeiter wollten es nicht verstehen, wie Wichern der revolutionären Sozialdemokratie auch nur einen Schimmer von Berechtigung zuerkennen mochte. Selbst als nach 1870 mit dem neuen Reich auch ein neues Gefühl für die Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes sich geltend machte, als Wichern in der berühmten Oktoberversammlung 1871 Seite an Seite mit Adolf Wagner noch einmal seine Stimme machtvoll erhob und die Notwendigkeit einer „sozialen Umkehr" zur Rückgewinnung des Proletariats seinen kirchlichen Gesinnungsgenossen auf Herz und Gewissen legte, auch da in letzter Stunde verhallten die Mahnrufe des treuen Eckart wirkungslos. Der Biograph Gerhardt sagt zu diesem wahrhaft tragischen Vorgang: „Wären solche Stimmen zwanzig Jahre früher im Lager der Inneren Mission laut geworden, und wären darauf auch Taten gefolgt, dann wäre der Kirchenflucht und Kirchenfeindschaft der Sozialdemokratie ein starker Damm entgegengesetzt worden. Vieles hätte auch jetzt noch erreicht werden können, wenn die Führer der Inneren Mission mit voller Entschiedenheit diese sozialen Forderungen sich zu eigen gemacht hätten. Aber das geschah nicht. Die Oktoberversammlung erklärte sich zwar auf Bethmann-Hollwegs Antrag mit Wicherns und Adolf Wagners Vorschlägen einverstanden und gelobte „jeder an seinem Teile und jeder in seinem Berufe an den sozialen Aufgaben der Gegenwart mitzuarbeiten". Aber die Taten, die solchem Gelöbnis hätten folgen müssen, blieben aus, abgesehen von den redlichen Bemühungen einzelner, in ihrem Gewissen gepackter Männer.

Hier offenbart sich am erschütterndsten die Tragik in Wicherns Lebenswerk. Sie lag zuletzt und zutiefst nicht in den Mißerfolgen seiner Gefängnisreform, auch nicht einmal in dem furchtbaren Siechtum, dem er wenige Jahre später verfiel, sondern in dem Scheitern seines Versuches, das Proletariat in der Volkskirche zu erhalten oder für sie wiederzugewinnen. (S. 538.)

Gewiß war dieses entscheidende Mißlingen, von außen gesehen, die Tragik in Wicherns Leben. Aber das eigentlich Tragische war doch nicht diese Tatsache an sich, sondern deren innere Gründe. Nach den Voraussetzungen, Grundlagen und Mitteln, die Wichern zu Gebote standen, waren seine erhabensten Tendenzen von vornherein zum Scheitern verurteilt.[1]) Die sichtbaren Ursachen des Mißerfolges, das Widerstreben der Gegner und das Nichtverstehen samt der Unzulänglichkeit der Mitarbeiter sind ja angedeutet; die letzten Gründe aber lagen tiefer. Schon die Art, wie Wicherns Amt als „Regierungskommissarius" für das Gefängniswesen aufgezogen war, litt an einem Widerspruch in sich; diese Personalunion von amtlichem Vorgesetzten der Gefängnisaufseher und Erzieher und Leiter einer „freien" Brüderschaft des Rauhen Hauses war eine innere Unmöglichkeit. Er hätte nicht zugleich als hoher Ministerialbeamter in Berlin und als Vorsteher des Rauhen Hauses in Hamburg fungieren dürfen. Schlimmer noch als diese formelle war die sachliche Unklarheit seiner Amtsstellung, einer Stellung, die letztlich nur nach der Gunst und Willkür des Königs ihm ganz persönlich auf den Leib zugeschnitten war. Er war hauptamtlich zugleich vortragender Rat im Ministerium und im Evangelischen Oberkirchenrat und durfte mit der Erwägung spielen, ob er sich mehr im Dienste des Staates oder der Kirche zu fühlen habe. Sein Gedanke wird gewesen sein, wenn er sein Staatsamt nach christlich-kirchlichen Grundsätzen führe, so würde er eben damit auch den wesentlichen Interessen des Staates gerecht. Daß aber dieser im Prinzipe richtige Gedanke in der Ausführung die verhängnisvollsten Wirrnisse, eine unklare Vermischung von staatlichen und kirchlichen Belangen nicht vermeiden läßt — das übersah Wichern. Seine Theorie z. B., der Strafvollzug sei eine „gemeinsame Aufgabe von Staat und Kirche", des Staates, der das Gesetz handhabe und durchsetze, und der Kirche, die das Evangelium der Gnade bringe, diese Nebenordnung von Kirche und Staat war eine Konstruktion ohne haltbares Fundament.

Es war eben das romantische „Christliche Staatsideal", das hier in einem seiner letzten und wirksamsten Vertreter einen Todeskampf durchfechten mußte. Wichern selbst konnte zwar diese Sachlage sich nicht ganz verhehlen, aber er wehrte sich gegen den Tatbestand noch mit letzter, grimmiger Energie: „Wir sind mit unsrer Brüderschaft noch zur allerletzten Stunde in das alte Staatsgebäude" — er meinte also den „Christlichen Staat" — „hineingeteilt und befinden uns mit dieser christlich erfüllten Institution der Brüderschaft plötzlich in dem religionslos werden wollenden Staat und in den räuberischen und verräterischen" (!) „Händen solcher, die als Verfechter dieses konfessionslosen Staates uns den Krieg auf Tod und Leben erklären. Es gilt die innere Mission und ihren Untergang"... „Ich aber als im Staatsdienst bin selbst ein Gefangener." Und sein alter Freund Schmied von Wittenberg bestätigte ihm die Erkenntnis, die ihm jetzt über seine Lage aufging: „Die Brüderschaft", schrieb er, „ist eine spezifische Kraft der christlichen Gemeinschaft, aber die Gefängnisse stehen unter dem Ministerium des Innern, das als solches dem entchristlichten Staate dienen soll! Das ist ein unlösbarer Widerspruch." (S. 246.) Es gibt wohl kaum ein typischeres, greifbareres Beispiel für die Unhaltbarkeit des „Christlichen Staatsideals" als diesen tragischen Kampf Wicherns um seine schönste und verheißungsvollste Idee der Gefängnisreform mittels der Einzelhaft.

Als „tragisch" ist dieser vergebliche Lebenskampf des großen Mannes insbesondere noch im Blick darauf zu bezeichnen, daß gerade Wichern unter anderen Verhältnissen der geeignete Kirchenmann gewesen wäre, das Trügerische dieses Prinzips vom Christlichen Staat klar zu durchschauen und seine wichtigsten Entwürfe, seine sozialen Ideen entsprechend richtiger zu orientieren. Das „Christliche Staatsideal" hätte doch einem Wichern von vorneherein verdächtig werden müssen dadurch, daß sich von ihm aus kein Zugang zur Meisterung der großen Entscheidungsfrage der Zeit, eben der sozialen Frage, seinem stärksten Anliegen, bot. Wichern sah doch nur zu deutlich, wie die Herolde und Träger dieses Staatsideals, die Gerlach und Stahl, die Mühler und Bethmann-Hollweg jener drohenden Zeitfrage des erwachenden Arbeiterstandes mit vollendeter Verständnislosigkeit gegenüberstanden, wie sie gegen die ernsten Stimmen eines Huber und Bischof Ketteler, geschweige eines Marx und später Lasalle, insbesondere aber gegen Wicherns eigene eindringliche Mahnungen durchaus taub sich verhielten. Aber eben diese „konservativen" Staatsstützen, diese abgesagten Gegner jedes sozialen Fortschritts waren es ja, mit denen Wichern in seinem Lebenswerk zu rechnen hatte, die ihm sein Wirken in Berlin überhaupt erst möglich machten; sie waren doch die nächsten Vertrauten und Ratgeber Friedrich Wilhelms IV., der Wichern zu seiner großen Aufgabe nach Berlin rief! So mußte denn Wichern mit ihnen und ihrem Staatsideal, zumal dem patriarchalisch ausgeprägten, zu Grunde gehen. Das war eben der Sinn der heftigen Verurteilung seiner Arbeit durch den Landtag: „Sein christliches Staatsideal wurde ihm von den Gegnern hohnlachend vor die Füße geworfen", wie der Biograph sagt.[2]) Und sie hatten von ihrem Standpunkt aus Recht dazu!

Dennoch mußten gerade diese Gegner durch Lettes Mund ihm bezeugen, daß Wichern in die preußische Staatsverwaltung Geist gebracht[3]) hat. Er hat dem Staatsgedanken die Aufgabe der Erziehungsarbeit auch an den Gefährdeten eingegliedert, diesen großen Gedanken, der dann in dem Fürsorgeerziehungsgesetz vom 2. Juli 1900 zur Frucht gekommen ist. Er hat in seiner Inneren Mission das Zusammenwirken der freien Liebestätigkeit mit der staatlichen Wohlfahrtspflege vorbereitet, ja die letztere überhaupt erst möglich gemacht und eingeleitet. Er hat also selbst auf die neuen Formen und Mittel hingewirkt, in denen das Schöpferische seines Volkserziehungs- und -rettungswerkes nach dem Zerbrechen des alten Ideals

[1]) Vgl. hiezu auch meine Besprechung des zweiten Bandes CW 1929, 3, 133 ff.

[2]) S. 246

[3]) S. 255.

neu lebendig und wirksam werden sollte. Vor allem aber hat Wichern der Kirche ihre eigentliche Aufgabe, Bildung und Darstellung einer lebendigen Gemeinde, wichtig gemacht und gangbare Wege dazu gebahnt. Sein Lebensopfer ist nicht umsonst gewesen; insbesondere auch nicht das mit dem Eintritt in den Staatsdienst vollzogene. Daß dieser Staatsdienst für Wichern selbst ein so schmerzliches, demütigendes Ende nahm, diente mit zur Reinigung des Kirchengedankens. Wichern mußte eben diesen schweren Weg gehen; er wußte sich allenthalben unter Gottes Führung. Das Weizenkorn erstarb, um viele Früchte zu bringen.

Halle a. S. Gustav von Rohden

D. Emil Sulze

Geb. am 26. Februar 1832, gest. 9. Mai 1914

1876—1899 wirkte Sulze als Pfarrer an der Dreikönigskirche in Dresden. Da habe ich ihn kennengelernt. Ich staunte beim Besuch über seine Bücherei von mehreren 1000 Bänden (jetzt Eigentum der Dreikönigskirche). Er sagte wohl, das seien seine Kinder. Ein Kollege ließ trotz seiner Warnung ein Bad gerade über der Bibliothek einrichten. Einmal lief es über und ergoß sich in die Räume darunter und verdarb viele Bücher. Ich sehe noch Sulze vor mir, wie er mit bekümmertem Gesicht über den Tod seiner Kinder klagte.

Aber er las seine Bücher auch. Er besaß eine erstaunliche Gelehrsamkeit. Er verfügte souverän über eine hervorragende philosophische Bildung. Er war produktiv im Gebiet der Theologie. Er war ein Meister der Pädagogik und Seelenkunde. Er war der Kunst, vor allem der Baukunst, ein Liebhaber. Er schritt mit der Zeit fort. Ich kam damals von Ritschl her und verwunderte mich, daß er auch in dem bereits zu Hause war.

Und er schrieb Bücher. In seiner Bibliothek finden sich eine ganze Reihe von eigenen Werken, kleinen und großen. Also war er wohl mehr am Schreibtisch als in der Gemeinde zu finden? Das Gegenteil war der Fall. Er erzählt, daß er in seiner Dresdner Gemeinde anfänglich 13 000 Seelen allein zu versorgen und natürlich eine Fülle von Konfirmanden hatte. Sofort begann er damit, sie alle zu besuchen. Die Eltern waren erstaunt. So etwas sei in Dresden noch nie dagewesen. Neben der klaren, aber tiefgehenden Predigt war Seelsorge seine besondere Gabe und Liebe. Und daß geordnete Seelsorge in der unübersichtlichen Großstadtgemeinde fehle und eben dies ihre immer mehr zutage tretende Erstarrung verschulde, wurde eine Erkenntnis, die ihn schwer bedrückte, die ihn aber auch aus einem bloß hochgeistigen zu einem praktisch unendlich tätigen und großartig organisatorischen Manne machte. Als 75jähriger erinnerte er in einem Vortrag in Osnabrück daran, wie er einst hier als Prediger die Gemeinde für ihre sieben Geistlichen in sieben Bezirke habe teilen wollen: „Für die Gesamtgemeinde darf kein Geistlicher die Verantwortung tragen. Sie ist dafür zu groß; er kann ihre Mitglieder nicht kennen. Das stand mir unerschütterlich fest, als ich noch hier war. Ich forderte meinen Bezirk für mich, um in ihm die Seelsorge und die Liebestätigkeit zu organisieren. Kein anderer Geistlicher sollte gehindert werden, in meinem Bezirk eine kirchliche Handlung zu vollziehen. Ohne besonderen Bezirk aber wäre ich mit einer Verantwortung belastet, die ich unmöglich zu tragen vermöchte. Ich drang nicht durch. Es blieb mir nichts übrig, als mein Amt niederzulegen. Es ist mir wahrlich schwer geworden. Aber ich konnte nicht anders. Ich würde jetzt noch genau so handeln. Kirchliches Gemeindeleben auf den Flugsand persönlicher, sich durchkreuzender, vielleicht gar sich bekämpfender Freundschaftskreise gründen zu wollen, das ist einfach sinnlos."

Da steht er vor uns, ganz und gar eine Kämpfernatur; doch nur für seine Idee. Ihr bringt er jedes Opfer. Aber nie ist ein Wort von seinen Lippen gekommen von persönlich gehässiger Art, obgleich erbitterte, auch schonungslose Feindschaft gegen ihn aufstand, allerdings mehr wegen seiner Theologie; hat man doch in Dresden eine Zeitlang darauf hingearbeitet, ihn seines Amtes zu entsetzen, obgleich die Erfolge seiner Gemeindearbeit nun offen vor aller Augen lagen. Dabei hat er in Seelsorge sich nie genug tun können. 73jährig schrieb er: „Ob ich in der Hauptsache in der Seelsorge treu sei, darnach fragte niemand. Solche Zustände sind einfach unerhört. Ich bin übrigens (67 Jahre alt) aus meinem Amte mit dem bitteren Gefühl geschieden, daß ich eben in der angegebenen Hauptsache meine Pflicht nicht erfüllt hätte."

Ich will nun kurz das Gemeindeideal Sulzes darstellen, das sich wahrlich in Seelsorgebezirken und Hausväterverbänden nicht erschöpft. Sulze hat 1901 eine ausgezeichnete Schrift geschrieben: „Der Fortschritt von der lehrgesetzlichen Kirche zur Kirche der religiösen Lebensgemeinschaft." Wir spüren sofort: hier ist der Zusammenhang zu finden zwischen Sulzes theologischer Besinnung und seiner Gemeindearbeit. Es schien ja damals geradezu so, als ob die Kirche ihre Substanz habe in einem klarbestimmten Lehrgesetz und daß von da aus ihr irdisch greifbares Leben ströme. Dagegen haben Spener und Zinzendorf protestiert, deren Gedanken Sulze fortsetzte. „Ich statuiere kein Christentum ohne Gemeinschaft" (Zinzendorf). Aber Gemeinschaft war in den Gemeinden nicht da. Sulze war tief davon durchdrungen, daß die geschichtlich gegebene Gemeinde mit Predigt, Taufe und Abendmahl der Ort der religiösen Geburt des Einzelnen sei, die zuvorkommende Gnade Gottes. Aber er sah ebenso klar die stete Aufgabe der Gemeinde vor sich, zur Gemeinschaft zu werden, zum Glauben die Liebe zu fügen. Das Mysterium der katholischen Kirche ist das Sakrament; das Mysterium der evangelischen die Gemeinschaft, die vom Willen zum Vertrauen und zur Liebe erfüllt ist. „Man hat nicht dafür gesorgt, daß jede Gemeinde mehr als ein Predigtpublikum, daß sie eine innig verbundene Gemeinschaft des religiösen Lebens werde." Der Katholik hat seinen absoluten Halt in der gewordenen Kirche, der Evangelische in der werdenden Gemeinschaft, wo nicht priesterlich, sondern brüderlich gelebt wird. Daher bei uns, wenn die Gemeinschaft nicht gepflegt wird, die Tendenz zur Sekte.

Also arbeite man in der gegebenen Gemeinde immer auf werdende Gemeinschaft hin. Daraus ergeben sich dann alle Gedanken, die Sulze in seiner bedeutendsten Schrift ausgeführt hat: Die evangelische Gemeinde (zuerst 1891). Nicht von oben nach unten, sondern auf den Gemeinden baut sich die Gesamtkirche auf. Jede Gemeinde habe nur einen Geistlichen, da mehrere, bei aller Verträglichkeit, sofort zersplittern. Seelsorgebezirke sind nur ein Hilfsgedanke. Der eine Pfarrer hat um sich die Kirchgemeindevertretung, und diese sucht durch den Hausväterverband alle Gemeindeglieder zu erfassen. Die Hauptseelsorge bleibt beim Pfarrer, die Liebestätigkeit bei den Hausvätern. Selbstverständlich kann und soll jeder nach der Maßgabe seiner Kräfte auch Seelsorge treiben und der Pfarrer Taten praktischer Liebe tun. Versuchung zu Tyrannei und Kontrolle muß der Wille zur Gemeinschaft beständig bekämpfen. Den Frauen kommt, mit Hilfe der Gemeindeschwestern, vor allem der Dienst an den Kranken zu. Das Gotteshaus sei kein Palast, wenn ihm auch edler Schmuck geziemt. Dennoch wesentlich ein Saal, ist es im Aufbau das Bild einer Gemeinde, Verkörperung des einen Leibes Christi. Der Prediger steht in der Gemeinde; das Abendmahl sollte eine Tischgemeinschaft werden. Die Predigt wird im schlichten Raum ganz von selbst das üble Kanzelpathos verlieren und für Ohr und Seele leicht verständlich werden. Drei solche Gotteshäuser werden nicht mehr als ein bisheriges kosten. Auch hier ist die Richtung auf die Gemeinschaft hin ganz klar erkenntlich.

Wie Sulze eine in sich völlig geschlossene Persönlichkeit war, so waren auch alle seine Gedanken von strengster Theologie an bis zum praktischen Vortrag fest ineinander gefügt. Dem entsprach seine theologische Grundeinstellung, die streng theozentrisch war. Gott ist Schöpfer, Richter und Erlöser. Den Satz von Harnack, daß Jesus ins Evangelium nicht gehöre (obgleich er dessen Träger sei), hätte auch er sprechen können. Aber alle seine Schriften sind von Ehrfurcht vor der Person Jesu Christi erfüllt. Mögen seine theologischen Gedanken einer

Zeit entstammen, von der die Gegenwart sich bereits deutlich unterscheidet, er lebt unter uns fort als der ehrwürdige Vater des Gemeindegedankens.

Dresden Carl Mensing

Die internationale Erweckungs-Bewegung der Oxford-Gruppe und die deutsche Christenheit

Die Gegenwart ist beherrscht von polaren Strömungen. Auf der einen Seite glühender Nationalismus, auf der anderen begeisterte Hingabe für das Weltproletariat. So ist es auch mit dem religiösen Leben. Die Gottlosenfront verbreitert sich Tag für Tag,, aber die Gottesfront steht nicht nur in der Verteidigung, sondern wir erleben in diesen Tagen, daß hie und da Menschen ohne die schwere Artillerie der Kirchen mit leichtem Sturmgepäck zum Angriff übergehen. Unter diesen Sturmtrupps ist die Oxford-Gruppe von solcher Bedeutung, daß wir Deutschen uns fragen müssen, ob wir nicht von ihrem Angriffsgeist und ihrer Kampftechnik viel lernen können. Ja, vielleicht kann diese Gruppe als selbständiger Heereskörper in der Militia Christi Deutschlands manche Aufgaben erfüllen, denen wir von Haus aus nicht recht gewachsen sind.

Die rechte Stellung zu Dingen, die aus dem Auslande kommen, gelingt uns zumeist nicht leicht. Auf der einen Seite (Mode, Sport) sind wir allzuleicht bereit, wahllos zu kopieren; gegenüber geistigen Dingen hingegen sind wir nicht so schnell zu gewinnen. Die ökumenische Bewegung hatte den Schweden Soederblom zum Führer und die auf englischem Boden entstandene Oxford-Erweckungsbewegung den Amerikaner Frank Buchman. Durch welches Fegefeuer mußte die ökumenische Bewegung bei uns erst hindurch und noch heute kann man sagen, daß wir vielleicht nur zu geneigt sind, trübe Erfahrungen, die wir in der Politik machten, auf das religiöse Gebiet zu übertragen. Im Unterschied von der ökumenischen Bewegung sucht nun die Oxford-Gruppe nicht die Kirchen oder die Gläubigen sich gegenseitig zu dem Zwecke näherzubringen, daß sie gemeinsam größere Aufgaben anpacken. Sondern es ist eine Erweckungsbewegung, die den einzelnen Menschen in allen Völkern sucht, um ihn seiner Kirche wieder als lebendiges Glied zuzuführen. Also keine Sekte, wie man leicht befürchten könnte. Dazu fehlt ihr schon rein organisatorisch die straffe Leitung. Auch keine kirchenpolitische Sache. Denn, soviel ich sehe, steht sie den verschiedenen reformierten Kirchenarten in gänzlicher Unabhängigkeit gegenüber.

Was uns Deutschen sympathisch sein wird, ist die auffallend starke lutherische Einstellung von Frank Buchman, der selber Lutheraner ist, als Pfarrer gewirkt hat und jetzt als „Diener Christi", wie ihn ein Buch nennt, in der ganzen Christenheit seit vielen Jahren als Welt-Evangelist umherzieht. Jede Geistesbewegung ist mit einem Menschen verknüpft, der die ersten Schritte in Neuland wagte. Durch schwere Erfahrungen reifte in Buchman eine neue Art der Wort-Verkündigung. Er erlebte, wie in seiner Arbeit nichts lebendig wurde von dem Wesen des Urchristentums. Als er zum Beispiel in Indien keine offene Tür fand, ging er zwei Wochen in vollkommene Einsamkeit und harrte in schweigendem Gebet auf ein Zeichen Gottes. Als Antwort kam ihm: „Das erste und wichtigste Problem sind wir selbst." Daraus vielleicht entfaltete sich bei ihm besonders stark das Bekennen der eigenen Sünde. Darin ist nämlich diese moderne Bewegung ganz unmodern: sie wagt es, die Sünde wieder in den Mittelpunkt aller Augen zu stellen.

Ich weiß, wie starke Bedenken sich damit erheben, und ich selber hatte diese Bedenken in hohem Grade. Gedanken an die Bußbank der Heilsarmee verbanden sich bei mir mit der bei uns Deutschen wohl besonders stark ausgeprägten Scheu, unser Innerstes bloßzulegen. Bei meinen drei Begegnungen mit der Gruppe, einmal im engen Kreise einer Familie, sodann in einem größeren Kreise und schließlich auf einer Tagung, die Ende September 1931 Engländer, Holländer, Schweden, Amerikaner und Deutsche fast eine Woche versammelte, mußte ich mich von manchem Vorurteil loslösen. Ich hatte das große Glück, bei allen Versammlungen Buchman zu treffen. Es ist für die Beurteilung einer neuen Bewegung entscheidend, ob man den Führer selbst kennenlernt inmitten seiner Bewegung, oder die Bewegung unter einem Unterführer kennenlernt, der nicht aus ganzer Vollmacht handelt.

Nun ist aber das Bezeichnende an der Bewegung, daß der Führer selbst doch ganz in den Hintergrund tritt, und zwar in einem Maße, wie ich es selten erlebt habe. Ja, auf die Frage, wer der Führer der Gruppe sei, bekommt man tatsächlich die Antwort: „Der heilige Geist." Und immer wieder betonte Buchman: „Der heilige Geist muß unser Lehrer sein."

Die Hauptsache bei allen Versammlungen sind nicht Vorträge und Diskussionen, sondern Zeugnisse, die von Jedem abgegeben werden können. Diese Bekenntnisse gehen allerdings immer von der Gebundenheit durch die Sünde aus; die Erlösung aus ihr ist die völlige Hingabe an Christus. Doch waren diese Bekenntnisse stets so allgemeiner Art, daß niemals die tieferen seelischen Schichten bloßgelegt wurden. Nein, der Ton, in dem von der Sünde gesprochen wurde, war so natürlich und echt, so garnicht frömmelnd oder sentimental schwelgend, daß sich wohl gerade dadurch die ferner Stehenden angesprochen fühlen konnten und so leichter den inneren Kontakt mit der Bewegung fanden. Trotzdem wird mancher ernste Christ hier nicht mitkönnen, eine strenge seelische Keuschheit macht es ihm unmöglich, von eigener Not und eigener Schuld öffentlich zu sprechen. Sehr viel Jugend fand ich und auch eine so hohe Anzahl von Männern, wie wir sie ganz selten in den kirchlichen Versammlungen sehen.

Alle Bekenntnisse tief persönlicher Art werden auf die Aussprache unter vier Augen verwiesen. Auch hier fand ich ein Zurücktreten der Leitung, denn es wurde betont, daß man zu jedem Menschen gehen solle, zu dem man das Vertrauen habe, daß er einen verstehen und auch irgendwie helfen könne. Das ist ja nun ein Weg, den wir alle kennen, der aber gerade bei uns Protestanten das Fehlen des Beichtstuhles in schönster Weise nicht nur ersetzt, sondern die Beichte aus der Kirche mitten hinein in unsere Häuser trägt, von Luthers Tagen an. Wieviel Segen aus solchen Zwiegesprächen erwachsen ist, kann nicht ermessen werden, und wenn die Oxford-Gruppe diesen allgegenwärtigen Beichtstuhl wieder manchem Menschen offenbart, so ist das sicherlich dankenswert.

Die biblische Grundlage hierfür ist gegeben sowohl in der Apostelgesch. 19, 18, wo es von den Christen in Ephesus heißt: „Es kamen aber viele derer, die gläubig worden waren und bekannten und verkündigten, was sie getrieben hatten" als auch Jak. 5, 16: „Bekenne Einer dem Anderen seine Sünden". Aus den Bekenntnissen ging mit unverbrüchlicher Sicherheit hervor, daß die Predigt und das allgemeine Sündenbekenntnis in der Kirche diesen Menschen nicht das Erlebnis der eigenen Sünden geschenkt hatte. Sie sprachen es aus, daß sie natürlich an die allgemeine Sünde geglaubt hätten, aber man habe dabei häufig mehr an die Sünde der Anderen gedacht als an die eigene; die Sünde sei eine tote Formel für sie gewesen, aber kein Brand im Gewissen. Und Buchman stützt sich besonders auf die Versuchungsgeschichte Jesu, von der wir ja nichts wüßten, wenn nicht Christus selbst seine Anfechtungen bekannt hätte.

Es liegt nahe, daß diese unbedingte Wahrhaftigkeit, die etwas von dem Radikalismus der deutschen Jugendbewegung atmet, eine frische, klare Luft schafft; denn dadurch wird nun die Grundlage geschaffen zu einer Gemeinschaft von Menschen, die ihr ganzes Leben unter Gottes Führung stellen und durchdrungen sind von dem Wunsch, die eigene Freude, die ihnen die völlige Hingabe an Christus schenkt, nun auch Anderen nahezubringen. Die Bekenntnisse in den Versammlungen darf man nur von hier aus werten. Man könnte über sie die Worte aus dem ersten Johannesbrief setzen: „Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habt; und unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo."

Es ist kein enger oder muffiger Geist in dieser Gemeinschaft, sondern der frische Hauch der Meere, über die sie schon ge-

wandert ist, lebt in ihr. In Südafrika ist sie am weitesten verbreitet; sie wirkt in Holland, England, Skandinavien, Süd- und Nordamerika, China und Indien und springt seit einiger Zeit auf Deutschland über. Zunächst werden die höheren Schichten von ihr erfaßt, das liegt wohl schon an dem Ursprung. Denn wie der Name sagt, ging sie aus von der altehrwürdigen Universität Oxford, wo wohl auch die ersten Deutschen, insonderheit der Privatdozent und Pfarrer Laun, mit ihr in Berührung kamen. Es fiel mir sogleich auf, wie stark auch der Adel auf der Herbst-Tagung in Neubrandenburg vertreten war; auch in dem Berliner Kreis spielt er eine führende Rolle. Das scheint mir kein Zufall; der deutsche Adel ist immer für neue religiöse Strömungen empfänglich gewesen, von Luthers Tagen an über den Grafen Zinzendorf hin zu Bodelschwingh und vielen Anderen. Vielleicht macht auch die bitterschwere Not der Gegenwart den um Sein oder Nichtsein ringenden Landadel besonders empfänglich für den neuen Ton, der über das Meer zu uns kommt. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, daß als erste Sendbotin hier in Berlin an den darbenden Studenten eine holländische Gräfin arbeitete, die der Oxford-Gruppe dann in den ihr nahestehenden Kreisen zuerst den Boden bereiten konnte. Aber auch die verschiedensten Stände des Bürgertums waren auf dieser Tagung vertreten: Kaufleute, Studienräte, Pfarrer, Lehrer und Studenten. Führer in der evangelischen Kirche wie Pastor D. Le Seur, der Leiter des Hainsteinwerkes in Eisenach, der Volksmissionar Dr. Berg, der Probst Heepe aus Neubrandenburg, der Evangelist Pastor Bruns aus Ostfriesland, der Superintendent Ungnad aus Berlin, dazu eine Reihe jüngerer Pfarrer, unter ihnen der in dieser Gemeinschaft wurzelnde Laun, nahmen an der Tagung teil, wie die Bewegung überhaupt engste Fühlung mit der Kirche hält. Eine große Reihe von Pfarrern in verschiedenen Ländern haben öffentlich bekannt, daß sie durch die Berührung mit der Oxford-Gruppe zu einem lebendigen Christentum hindurchgedrungen sind und daß sie nun einen rechten Dienst an ihren Gemeinden erfüllen könnten. Von einem der Pfarrer wurde auf der Tagung ganz offen ausgesprochen, es werde oftmals gesprochen, wie notwendig Seelsorge an Seelsorgern sei; hier auf der Tagung habe er wirklich Seelsorge gespürt!

Trotz dieser Verbindung mit den Dienern der Kirche ist die Oxford-Gruppe aber entscheidend vom Laienelement bestimmt. Dadurch gerade erreicht sie die Kreise, die der kirchlichen Verkündigung fernstehen. Oft klang es aus den Zeugnissen junger Menschen heraus, daß sie den Pfarrern, wo sie nur konnten, ausgewichen seien, daß sie in die Kirche nur aus gesellschaftlichen Rücksichten, vielleicht der Mutter zu Liebe, gegangen seien. Diesen, der Kirche entfremdeten Menschen ist dann hier die Größe Christi wieder neu aufgegangen, wohl nicht zum wenigsten dadurch, daß hier einmal nicht nur die berufenen Diener des Wortes Zeugnis ablegten, sondern Menschen aus gleichen Lebenskreisen, die mit der gleichen Sprache redeten, und an denen nichts Bigottes auffiel. Viel mag auch die sehr gewinnende, lockere Form der Zusammenkünfte mitgeholfen haben.

Diese Treffen finden nicht in der Kirche statt, sondern in ganz zwangloser Form in geeigneten Familien oder größeren Heimen. Der englische Ausdruck Houseparty ist nicht zu übersetzen. Es steckt einmal der Begriff unserer Freizeit darin, aber es kommt noch ein heimeliger, vertrauter Familienklang dazu. Die gesellschaftliche Form ist da, als ein Selbstverständliches, aber ein Zug gegenseitigen Vertrauens und herzwarmer Freundlichkeit verbindet sehr schnell alle zu einer großen Familie. Durch die Erzählungen aus dem persönlichen Leben gibt Jeder ein Stück seines Selbst hin, und Jeder kommt dem noch so Fremden dadurch irgendwie nahe. In der Kirche wissen wir zumeist nicht einmal den Namen des neben uns Sitzenden, mit dem wir zusammen beten. Das ist garnicht anders möglich. Viele Menschen werden vielleicht in ihrem inneren Leben wacher, wenn sie in einem Kreise beten, wo sie die Gemeinschaft der Gläubigen handgreiflich erleben. Dazu dient das gemeinsame Schweigen im Gebet.

Der Einfluß der Quäker ist hier unverkennbar. Wir haben in vielen Gottesdiensten dem schweigenden Gebet auch schon einen kleinen Raum gewährt. Ich muß von mir sagen, daß ich mich vor vielen Jahren auch in unseren Kirchen erst an diese Stille gewöhnen mußte und anfangs ziemlich wenig damit anzufangen wußte. In der Oxford-Gruppe ist das stille gemeinsame Gebet eine Hauptsache, die dadurch gekrönt wird, daß am Schluß der Gebetszeit Jeder aus der Versammlung, der sich dazu gedrungen fühlt, der Gemeinschaft mitteilt, was zu ihm während des Gebetes gekommen ist. Für diese Dinge wüßte ich keine biblische Grundlage, aber ich habe auch keinen Grund, diese Uebung zu verurteilen, da ja Christus uns ausdrücklich gesagt hat, daß der heilige Geist viele Dinge wirken wird, die jenseits des Fassungsvermögens der Jünger standen und wir doch an das Weiterwirken Christi in seiner Gemeinde glauben.

Ich sehe allerdings folgende Gefahren. Die Konzentration in einer Gemeinschaft ist nicht leicht, zumal für uns so sensible moderne Menschen; da kann unsere Phantasie uns böse Streiche spielen. Sodann ist die Gefahr, daß der betende Mensch im Gebet nur daran denkt: „Was werde ich jetzt Schönes im Gebet geschenkt bekommen, das ich nachher den Anderen weitergeben kann." Ich gestehe, zu wenig Erfahrung in derartigen Gebetsgemeinschaften zu besitzen, da es in meiner evangelischen Volkshochschularbeit immer besondere Vorfälle waren, die mich zu gemeinsamen Gebeten zwangen. Dieses planmäßige Aeußern von Gedanken, die im Gebet kommen, steht sehr nahe dem allgemeinen ernsten Austausch von inneren Vorgängen. Tatsächlich habe ich in den sämtlichen Versammlungen auch nicht einen so im Gebet gekommenen Gedanken gehört, der nun gerade den besonderen Stempel eines tieferen Gotterlebens auswies als die übrigen Zeugnisse. Im Gegenteil fand ich Vieles sehr allgemein, während die übrigen Bekenntnisse aus tiefen Quellen persönlicher Erfahrung schöpften. Meinen eigenen Eindruck fand ich durch Freunde bestätigt, die ehrlich genug waren, zu sagen, daß sie garnichts erlebt hätten. Ich glaube ja, daß wir durch eine Uebung des stillen Gebetes viel Gottesfrieden erlangen können. Denn wir müssen erst auf Gott horchen, um ihm dann gehorchen zu können. Vielleicht ist da aber das Gebet im stillen Kämmerlein besser und sicherer; denn da fallen viele Dinge fort, die das Gemeinschaftsgebet beschweren.

Dieses Schweigen in der Einsamkeit vor Gott hat aber die Gruppe auch sehr stark ausgebildet. Es wurde ganz allgemein des Morgens und oft auch nochmals des Nachmittags eine Stunde für jeden Einzelnen als Schweigezeit bestimmt. Auch da wurde auf Luthers Vorbild hingewiesen, der bis drei Stunden im Gebet und Aufnehmen von Gottes Wort bei seiner großen Arbeit verwandte. Welche Fülle neuer Gotteskräfte könnte in unsere Gott fliehende Zeit strömen, wenn Jeder von uns eine Stunde am Tage im Schweigen vor Gott verbringen würde! Wir würden viel mehr den Willen Gottes hören können und dann unser Leben bewußter unter Gottes Führung stellen.

So betont denn Buchmann insonderheit diese drei Dinge: Erkenntnis und Bekenntnis unserer Sünde, völlige Uebergabe an Christus, und schließlich die aus dem schweigenden Gebet geschenkte Festigkeit, sein ganzes Leben unter Gottes Führung zu wissen. So hat dann das einzige deutsche Buch, das uns authentisch über die Oxford-Gruppe Aufschluß geben kann, den Titel: „Unter Gottes Führung".*) Es enthält eine Reihe Menschenschicksale aus der Gegenwart, in denen Gottes Führung groß und leuchtend auf dem Hintergrunde einer dunklen Gegenwart steht. Dabei kommt die Bibel aber keineswegs zu kurz, sondern Bibelbesprechungen sind bei solcher Tagung ebenso häufig wie die anderen Veranstaltungen. Auch zu dem sonntäglichen Gottesdienst ging die Gruppe geschlossen, ja, Buchman sprach es scharf und deutlich aus, daß die Gruppe kein Verein und keine Organisation sei; die Form der Gemeinde Jesu sei die Kirche! Jeder solle durch die Be-

*) Laun: Unter Gottes Führung. Zeugnisse moderner Menschen. Leopold Klotz, Gotha 1931. 2,60, geb. 4 M.

wegung dazu kommen, die Kerngemeinde innerhalb der Kirchengemeinde zu stärken.

Uns Deutschen liegt es nun natürlich nahe, diese Bewegung in irgendeine vorhandene Schachtel zu sperren. Aber ich meine, daß wir sie als etwas Besonderes ansehen müssen. Natürlich sind Parallelen mit der Gemeinschaftsbewegung möglich. Diese umfaßt bei uns jedoch mehr das Kleinbürgertum. Die Oxford-Gruppe hat aber zunächst erst in ganz kleinen Kreisen der deutschen Oberschicht Fuß gefaßt; was bis jetzt an Kleinbürgertum und Proletariat da ist, erscheint mir wenigstens als Ausnahme von der Regel. Aber die Sendung an die Schicht unserer Intellektuellen ist sicher sehr beachtlich. Denn diese sind vielleicht am schwersten für Christus zu gewinnen, aber ihr Einfluß und Beispiel ist für unser ganzes Volk bestimmend. Schön wäre es ja, wenn die Bewegung sich nicht abzingeln würde; die Gefahr einer selbstgenießerischen Art des Christseins ist in solchen Kreisen immer vor der Tür. Sie selbst aber hat den Willen, auch die weiteren Kreise des Volkes zu erfassen, und Laun wußte von seiner Landgemeinde zu berichten, daß dort wirklich das Volk von der Bewegung berührt sei.

Wir sollten jedenfalls nicht verächtlich an dem Neuen und Schönen vorbeigehen, das zwar nicht innerhalb unserer Grenze gewachsen ist und daher manches Befremdliche an sich hat, aber doch im Grunde wiederum nur das alte ewige Evangelium in einer neuen Form bieten will. Möge die Bewegung vor der stürmisch aufwühlenden Art der Pfingstbewegung ebenso bewahrt werden wie vor dem Einschlummern in der windstillen Schlummerecke scheinbarer seliger Entrücktheit aus dem Streit der Welt! Einstweilen dürfen wir uns freuen, daß wir eine Hoffnung mehr haben.*)

Berlin Hans Mühle

Volk und Menschheit bei Heinrich von Kleist

So oft man, im Innersten angerührt, eines der glühenden Werke dieses am Leben Gescheiterten aus der Hand legt, fühlt man sich immer wieder von neuem zu der Gesamtfrage getrieben: Was hat es mit diesem seltsamen Dichter und Menschen auf sich, der in der Gewißheit einer besseren Existenz, erst seine Begleiterin durchs dunkle Tor und dann sich selbst von der Welt erlöste? Zu seinen Lebzeiten wenig gekannt und geliebt, von nie endender wirtschaftlicher Not und seelischer Bedrängnis gequält, ist er dahingegangen als ein von Familie und Gesellschaft Ausgestoßener; fünfzig Jahre war er dann fast vollkommen vergessen, bis zuerst Einzelne auf ihn hinwiesen; aber erst nach der Reichsgründung brach sich in weiteren Kreisen die Erkenntnis Bahn, daß sein dichterisches Werk doch wohl einen wertvollen nationalen Besitz darstelle. 1920, d. h. 109 Jahre nach seinem Tode, wird dann eine Gesellschaft gegründet, um „die Erinnerung an den Dichter im deutschen Volke lebendig zu erhalten und das Verständnis für sein Werk wie für seine Persönlichkeit zu pflegen". Wird beides gelingen? Lebendig im deutschen Volke ist er bis jetzt zu keiner Zeit gewesen, und wie schwer das Verständnis für ihn zu gewinnen ist, zeigt eine Musterung der ziemlich zahlreichen Kleist-Literatur, deren Deutungsversuche fast sämtlich einander widersprechen, sowohl in der Erklärung und Wertung des Gesamtproblems wie in allen Einzelfragen.

So steht Heinrich von Kleist trotz allen Bemühungen unverstanden und merkwürdig fremd auch in unserer Zeit.

Nur über einen Grundzug seiner Gestalt glauben sich Viele einig sein zu dürfen: daß er ein wahrhaft großer Dichter gewesen sei, und zwar im besonderen ein patriotischer Dichter, und wieder im besonderen der Dichter der „preußischen Mission". „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" heißen bekanntlich die letzten Worte seines Dramas vom „Prinzen von Homburg".

Jedoch ein Blick auf die „Hermannsschlacht" belehrt ja sofort, daß Kleists politisches Ziel weit über fürstlichen Partikularismus hinauszielte: auf den Zusammenschluß aller Deutschen in Nord und Süd zum deutschen Volksganzen. Er kämpfte für dieses Ziel nicht etwa nur, weil die von ihm so glühend ersehnte Abschüttelung der französischen Fremdherrschaft die Einigkeit aller Deutschen zur Voraussetzung hatte, sondern vor allem, weil die Einheit alles Deutschen Kleist als eine gottgewollte Urtatsache erschien, deren Verwirklichung er als religiös-sittliche Forderung empfand.

Also war er einer jener Glaubens- und Gefühls-Deutschen, die ihr Vaterland lieben, „weil es ihr Vaterland ist", und die wegen ihrer Unbedingtheit von Manchen als „Nationalisten" bezeichnet werden? Gewiß war er das, auch hinsichtlich der Mittel, mit denen er gefährdete nationale Ehre und Freiheit bewahrt sehen wollte. In der berühmten Ode „Germania an ihre Kinder" ruft der fanatisierte Chor zum Kampfe gegen Napoleon auf mit den ekstatischen Worten: „Schlagt ihn tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht."

Liegt die Frage nach Kleists „Nationalismus" aber wirklich so einfach, daß sie mit der Formel „patriotisches Draufgängertum" abzumachen wäre? Daß er mindestens keiner von jener Art war: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein!", das geht schon aus den bedeutsamen Worten hervor, die in der Bardenszene der „Hermannsschlacht" Hermann an die rachsüchtigen germanischen Fürsten richtet: „Vergebt, vergeßt, versöhnt und liebt euch!" In der gleichen Szene stehen aber auch noch die merkwürdigen, häufig übersehenen Worte: „Wenn sich der Barden Lied erfüllt und unter einem Königszepter jemals die ganze Menschheit sich vereint..." Daß dieses Wort nicht etwa nur einem dramatischen Augenblicksziel entsprungen ist, sondern wahrer Ausdruck von Kleists politischer Weltanschauung ist, beweist ein Blick in den leider recht unbekannten Kriegsaufruf Kleists von 1809 („Was gilt es in diesem Kriege?"). Da heißt es nach dem wundervoll formulierten Bekenntnis zur deutschen Volksgemeinschaft, daß es nationale Besonderheit der Deutschen sei, mit ihrem eigenen Ruhm „zugleich das Heil aller übrigen zu denken, die den Erdkreis bewohnen"; ja, noch mehr, daß ihr „ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke" sei: „Unterwerfung unter eine Weltregierung, die, in freier Wahl, von der Gesamtheit aller Brüdernationen gesetzt wäre".

Ist es zu glauben? Sind das Worte aus dem Munde des Nationalisten Heinrich von Kleist? Kennzeichnen sie nicht einen „Pazifismus", der Vielen als unvereinbar mit wahrhaft und wehrhaft nationaler Gesinnung gilt?

Kleists Gestalt beweist, daß beide, Nationalismus und Pazifismus, sehr wohl zusammengehen können, wenn nämlich beide Begriffe in ihrer wesenhaften Bedeutung gefaßt werden, wenn beide Gefühle lauter und rein sind. Nationalismus: nicht selbstsüchtige nationale Engstirnigkeit und anmaßendes völkisches Auftrumpfen, sondern heilige Ueberzeugung von der Berechtigung und Notwendigkeit der Entwicklung und Erhaltung gottgewollter Eigenart und nationaler Eigenrechte. Pazifismus: nicht schwächliche Selbstaufgabe und nationale Würdelosigkeit, sondern Kampf für ein hohes, allgemeines Zukunftsziel, für die Gleichberechtigung aller, auch der Schwachen, ja, noch mehr, Kampf für den organischen Zusammenschluß der gottgewollten Individualitäten aller Völker.

Mit Kleist beide Gefühle vereinigen heißt, nicht rückwärts schauen, bedeutet, die Gegenwart nicht als etwas Endgültiges ansehen, sondern an einer Zukunft bauen, in der das göttliche Recht auf Freiheit und nationale Würde für keine Nation verkümmert werden soll, und zwar auf Grund der religiösen Ueberzeugung vom Einzel- wie vom Gesamtwert aller Völker.

Berlin-Schmargendorf Rudolf Malsch

*) Die Oxford-Gruppe hat keine Organisationsform, sie ist kein Bund, keine Vereinigung, sie hat keine „Lebensordnung", keine Satzungen, man kann nicht „Mitglied" werden, man braucht keinen „Mitgliedsbeitrag", keine „Kirchensteuer" zu bezahlen und doch kann man ihr angehören. Wer zum nächsten in Deutschland geplanten „Treffen" eingeladen zu werden wünscht, melde seine Adresse an den Verlag von Leopold Klotz in Gotha, der sie gerne an die deutsche Vertrauensstelle weiterleitet. — Mitteilungen der Gruppe werden unter dem Titel „Briefe von neuen Wundern" in zwangloser Folge und nach Bedarf (jedoch zunächst nicht durch den Buchhandel beziehbar) erscheinen.

Erfolgreiche deutsche Romane

Das Jahr 1931 hat nicht sehr viel Bemerkenswertes in der deutschen Literaturproduktion gebracht. Zudem kann man die Feststellung machen, daß die Produktion der Verlage eine bedeutsame Schwenkung zur Politik hin gemacht hat, indem Verlage, die in alter Tradition die Belletristik pflegten, 1931 vielfach lieber mit politischen, und zwar vornehmlich hochaktuell politischen Werken in Erscheinung traten als mit der „schönen Literatur". Diese Schwenkung — vornehmlich festzustellen ist sie bei Eugen Diederichs und S. Fischer — weist uns darauf hin, soweit wir es nicht selbst schon genügend feststellen durften, daß wir in einer Zeit leben, die mehr denn Menschengedenken politisiert ist. Die weltwirtschaftliche und damit zusammenhängende politische Krise nach innen und nach außen drängt alle auf die Politik hin, was nebenbei bemerkt ebensowohl als ein Gewinn, wie als ein Verlust zu buchen ist. Aber gerade diese hochpolitischen Zeiten von heute beweisen uns mehr denn je, daß oft das „politisch Lied ein garstig Lied" ist, und daß es um so wichtiger ist, über der oft allzu leidigen Politik, die bei jedermann so oft ein Ausstrom eigener Erfahrungen und Enttäuschungen ist, nicht ganz die „schöne" Literatur zu vergessen.

Diese Schwenkung weist uns zugleich auf etwas anderes hin, was schon oft der Rede wert gewesen wäre: Daß es um unsere schöngeistige Produktion nicht allzu gut bestellt ist. Es ist meistenteils keine Freude, sich mit den deutschen Romanen unserer Tage zu beschäftigen, vor allem mit denen, die am lautesten begrüßt werden, und denen, die von der literarischen Jugend kommen, einer Jugend, die, geistig ebensosehr wie politisch, an den Nachwehen des Krieges kränkelt. Aber es sei gesagt, daß wir die Hoffnung auf eine gesündere, eine gehaltvollere literarische Produktion nicht aufgeben dürfen, die dann in Erscheinung treten wird, wenn die angekränkelte Generation des „Jahrgang 1902" ihr notgedrungen Platz machen wird. Bei den jungen Autoren von heute, eben denen jenes kränklichen Jahrgangs, trifft man garzuviel auf leere Selbstgefälligkeit.

*

Es ist schwer möglich, alle Romane, die im Laufe eines Jahres erscheinen, im Rahmen eines Artikels zu besprechen. Ich muß mich deshalb darauf beschränken, die Leser der „Christlichen Welt" mit denjenigen Werken bekannt zu machen, die durch starke Resonanz in der Tagespresse verdiente oder unverdiente Anerkennung gefunden haben.[1]) Und selbst in dieser Begrenzung kann das Bild nicht vollständig sein, sondern nur ein Sektor.[2])

Es bleibt eine dornige Aufgabe, der man sich nur unterziehen darf, wenn man offen seinen Standpunkt bekennt, wie oben durch die Distanzierung vom Jahrgang 1902 geschehen; hinzugefügt sei, daß ich kein Freund der gängigen Romansujets bin, der Psychoanalyse, der Entwurzelungs-Erotik, der ellenlangen Selbstanalysen und der Verwässerungsschilderer; kein Freund einer unehrlichen Sachlichkeit und eines konstruierten Realismus. Sondern, daß es meine Leidenschaft ist, Dichterisches aufzuspüren. Eine Leidenschaft, die wenig Befriedigung findet, da die meisten Schriftsteller von heute es für eine Ehrensache halten, „Zeit"romane zu schreiben, die schon morgen zum Schutt gehören dürfen, wenn sie nur heute gefielen.

In der letzten Nummer des vorigen Jahres wurde Arnold Zweigs neuer Roman „Junge Frau von 1914" angekündigt, der in den Zyklus um „Grischa" hineingehört. Inzwischen ist das Buch erschienen.

Nie dürfen wir es mit dem „Streit um den Sergeanten Grischa" vergleichen, da es mit diesem einmaligen Epos nur das gemein hat, daß es auch im Kriege spielt und daß seine männliche Hauptfigur eine kleine Nebenfigur im „Grischa" ist. Gehen wir dann unvoreingenommen an die „Junge Frau" heran, so dürfen wir feststellen, daß es vom selben Arnold Zweig geschrieben wurde, der vor Jahren durch seine Novellen, vor allem durch „Pont und Anna" bekannt wurde, als ein gediegener ernster Sinnierer. Es ist der Schilderer und Stilist, nicht der Dichter, der hier zu Worte kommt. Bertin, in Liebe verbunden mit dem jungen Mädchen Lenore Wahl, Schriftsteller und Dichter mit dem Glauben an seinen aufsteigenden Stern, wird eingezogen, wird Armierer; eingefügt in die nivellierende Ordnung des Dienstes, ergibt er sich der nivellierenden Primitivität und Unbeschwertheit seiner Kameraden, eine Veränderung, der seine Geliebte in freudloser Weise zum Opfer fällt. Lange ringt die junge Frau in Potsdam gegen den groben Mann, der aus dem feinfühligen Geliebten geworden ist. Bertin findet sich zu seiner Art zurück in schweren und stillen Stunden an der Front in Rumänien: Den Ausgleich bringt Lenores jugendlich-weiser, gradliniger Bruder und schließlich eine Kriegsheirat. Manchmal fühlt man ein leises dichterisches Wehen in diesem wohldurchdachten Buche, dessen Stil den Inhalt, dessen Inhalt den Stil charakterisiert. Durchdacht und wohlgeformt, fein geschmiedet und gehämmert. Aber sehr warm konnte ich nicht werden. Denn selten verspürt man den Schwung eines dichterischen Genius, meist dagegen den Fleiß und die Klugheit des Schriftstellers — in des Wortes präzisester Bedeutung.

Heinrich Mann, der Mann, der vor dem Krieg ein so leidenschaftlich spöttisches Buch wie den „Untertan" schrieb, und ein so bös humoriges wie den „Professor Unrat", veröffentlichte 1931 „Die große Sache". Wahrlich keine große Sache: ein Roman, der sich in triefend väterlicher Herablassung mit einer heutigen Jugend beschäftigt, die schon erledigt ist; einer halt- und gehaltlosen Jugend, die nichts lernt, nichts kann, nichts will als Sensationen und Jagd nach dem Auskommen mit kurzen sexuellen Zwischenspielen. Man fragt sich, wenn man diesen, stilistisch keineswegs schönen Roman, zu Ende gelesen hat, was das Buch eigentlich soll. Zeitkritik? viel zu oberflächlich; Dichtung? es ist ganz für den Tag geschrieben; der Jugend als Abschreck zu dienen? man wird mit dieser kriminalistischen Baufälligkeit und solchen Schemen von Menschen Niemanden abschrecken. Also vielleicht Unterhaltung? Für Manchen vielleicht Unterhaltung; ich habe das Buch in diesem Anbetracht zu Ullsteins gelben 1 Mark-Romanen gestellt, wobei ich mir aber bewußt bin, daß unter ihnen manches Buch steht, das erheblich lesenswerter ist als „Die große Sache"; denn diese gelben Ullstein-Bücher sind selten so selbstgefällig und prätentiös.

Von Lion Feuchtwanger heißt es, daß er auf Deutschland ernstlich böse sei, weil es ihn nicht so schätze wie die U.S.A. Dies Schicksal teilt er mit Emil Ludwig, dem Verunglimpfer aller großen Leute, die es gegeben hat. Immerhin: Ganz abhold ist Feuchtwanger Deutschland nicht, denn in seinem neuesten Roman bemüht er sich ernstlich auf seine Weise deutsche Geschichte, Zeitgeschichte zu treiben. Er macht sich unsere jüngste Vergangenheit geschickt zu dunkelstem Mittelalter, in das er dann mit seinem Wissen hineinleuchtet, das auch unser Wissen ist; und so hat er den großen Vorteil vorweg, daß der Leser ihm gerne bei seiner romanhaften Geschichtsforschung folgt und in den Andeutungen das wiedererkennt, was er selbst weiß. „Erfolg" behandelt die Zeit der Münchner Wirren und in dieses Buches Gestalten erkennt man unschwer dortige Größen wieder, unter anderem Adolf Hitler. Und daß ein Roman, der in juristisch unanfechtbarer Weise eine in letzter Zeit so in den Mittelpunkt gerückte Person wie Adolf Hitler behandelt, auf höchste Aktualität rechnen darf, steht außer Frage; wobei allerdings eine durchaus andere Frage ist, ob es sehr fair und schön ist, so hinten herum zu verunglimpfen. Der rote Faden, der sich durch den Roman zieht, ist in Anbetracht dieser aktuellen Geschichtsromanschreibung ganz uninteressant. Im übrigen ist dasselbe zu sagen, was

---

[1]) Arnold Zweig, „Junge Frau von 1914"; Berlin, G. Kiepenheuer. Heinrich Mann, „Die große Sache"; Berlin, G. Kiepenheuer. Lion Feuchtwanger, „Erfolg"; Berlin, G. Kiepenheuer. Alfred Neumann, „Der Held"; Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Robert Musil, „Der Mann ohne Eigenschaften"; Berlin, Ernst Rowohlt. Bernhard Gutmann, „Die neue Majestät"; Berlin, S. Fischer. Carl Haensel, „Zwiemann"; Jena, Eugen Diederichs. Erik Reger, „Die Union der festen Hand"; Berlin, E. Rowohlt.

[2]) Auf einige besonders wertvolle, wenn auch z. T. nicht sonderlich beachtete deutsche Romane aus dem vorigen Jahre hoffen wir noch hinzuweisen. D H

zu allen anderen Romanen Feuchtwangers zu sagen ist, daß ihr Verfasser den Fluch oder Segen mit sich herumträgt, ein ausgezeichnetes Talent zu sein. Feuchtwanger ist in hervorragendem Maße talentiert, zu sagen und zu formulieren was er meint, wie er etwas oder jemanden sieht, ja sogar, es auf seine Weise zu sagen. Aber, fragen wir uns, wenn wir ihn lesen: Gibt es einen talentierten Dichter? Waren Hoffmann, Jean Paul, Meyer, Keller, Raabe talentiert?

Feuchtwanger gegenüber steht Alfred Neumann, dessen „Teufel" man gern und mit größter Spannung las, sogar mit Ergriffenheit — was einem bei Feuchtwanger nie geschieht. Ergriffen war man von dem Schicksal des Teufels Necker, gepackt von der Schilderung des Mannes und Diplomaten und auch des odiösen Königs. Das war und ist ein guter historischer Roman, der auch mit der Zeit nichts von seiner Wirksamkeit eingebüßt hat. Auch Neumann ist talentiert. Aber er ist wärmer, seine Sprache ist ziselierter, er ist gründlicher und ernster. Auch er hat jetzt den Sprung in die Gegenwart gemacht, aber nicht in Feuchtwangers historisierender Methode, sondern so, wie es die Zeitschriftsteller machen: psychoanalysierend, individualisierend, persönlich beteiligt. „Der Held", eine jener armen Pappfiguren, die Schicksal und Geschichte machen sollten und es nicht konnten, die um einer etwas fadenscheinigen Hypothese willen zu „vaterländischen" Mördern werden mußten; Terroristen aus Verkrampfung, Ausweglosigkeit, zerstörter Hoffnung und lädiertem Geist und Gefühl heraus: Fememörder. Neumann zerpflückt die Seele seines Helden vom Auftrag, Held zu werden, bis zum Held-Werden selbst, bis zum Mord-Schuß. Aber nicht genug mit dem Zerpflücken, Neumann zerkaut das zerpflückte Seelenkraut auch noch, bis es uns fade wird. Die Psychoanalyse wird hier zu Tode geritten, und es wird sinnfällig gezeigt, wie wenig damit anzufangen ist, außer daß man alles mit ihr trivial zu machen imstande ist. Das ist nicht nur das Leid dieses Buches, sondern das Leid jener ganzen Wissenschaft.

Viel geredet wurde in letzter Zeit von einem Schriftsteller namens Robert Musil, der einen schier nie enden wollenden Roman über einen „Mann ohne Eigenschaften" und somit ein Buch ohne Inhalt verfaßte. Der außerordentliche Erfolg dieses Romans ist wohl darauf zurückzuführen, daß die meisten seiner Leser nicht verstanden haben, was eigentlich darin los ist. Robert Musil beschäftigt sich in wohlgefälliger Breite mit einer Straße, einem Haus, einem Mann, einem Verein und einer älteren Dame, und wenn wir auf Seite 400 angekommen sind, können wir, wenn uns jemand fragt, was in dem Buch eigentlich steht, nichts sagen, was sich nicht mit fünf Worten mitteilen ließe. Der erste Band dieses Romans umfaßt über 1000 Seiten, auf denen reinweg gar nichts vorkommt, was erwähnenswert wäre; aber man rühmt in verständigen Leserkreisen dem Buch nach, daß es die Wiener Vorkriegsatmosphäre unvergleichlich enthalte. Nun, was diese Atmosphäre betrifft, so könnte sie ebensogut um 1870 herum sein wie um 1914 und ebensogut in St. Petersburg oder in Paris wie in Wien. Atmosphärisch stärkste Romane sind anerkanntermaßen wohl die Dostojewskijs; aber es ist zu sagen, daß auf einer halben Seite Dostojewskijs mehr Atmosphäre ist als auf tausend Seiten Robert Musils. Vielleicht kann man auch sagen, daß Robert Musils Betrachtungsweise beschaulich sei. Zur Beschaulichkeit gehört aber immerhin eine gewisse Wachheit, während dieser Roman dickflüssig und träge erscheint. Musils Menschen sind Schemen, jeden Lebens bar, aber gute Bürger.

Drei Junge gilt es noch zu betrachten.

Zunächst einen alten, jungen Schriftsteller, Bernhard Gutmann, einen Romannovizen in den sechziger Jahren, der auf ein langes und ehrenvolles Journalistenleben zurückblicken kann und am Ende dieses den jungen Leuten das Schnippchen schlug, einen englischen Roman-Preis zu erringen, der einem Schriftsteller für seinen ersten Roman zugeteilt werden sollte. Sein Roman „Die neue Majestät" beschäftigt sich mit dem großen Kurfürsten und Brandenburgs Ende und Preußens Anfang. Ein Roman, in dem viel Kenntnis altpreußischer Geschichte, viel Wissen von der jugendlichen Kultur der neuen europäischen Großmacht, viel Erfühlen der neuen Kräfte steckt. Ein schöner, schlichter Roman, unprätentiös und ernsthaft wie sein Verfasser, schön geschrieben, oft den Ton der Zeit ohne Manier, nur in der Andeutung und Zeichnung treffend. Ein Letztes fehlt dem Buch, die Geschlossenheit, die vollendete Rundung; er klingt zu sehr in einer Schlußmelodie aus, die ebensogut Intermezzo sein könnte. Auch mit den Charakteren ist es so: nicht ganz fertig; die Phantasie des Lesers arbeitet weiter; gut, aber sie kommt gelegentlich in Dissonanz mit einem später vom Schriftsteller gezeigten Wesenszug. Gutmann überläßt dem Leser ein bißchen zu viel. Vielleicht eine Folge journalistischen Schreibens, das den Leser stets zur Konsequenz selbst kommen lassen soll? Jedenfalls ein Buch, das man gerne liest.

Carl Haensel hat sich mit jugendlicher Spürnase auf das Aktuelle geworfen, auf die Industrie. Und um sie dem vorausgesetzten Tatsachensinn seiner Leserschaft genießbar zu machen, mengt er zwanzig Gramm Mystik hinein, beides zusammen angerührt mit freundlich-jugendlicher Schnoddrigkeit. Dieser Haensel berauscht sich an dem Machtaufwand der chemischen Industrie und wittert hinter Bilanzen und Fusionen Korruption und Konfusion. Sehr weit kommt er allerdings beim Wittern nicht, sondern verbeißt sich schließlich ganz in dem mystischen Verwechslungsrausch seiner zwei Zwiemänner; „Zwiemann" heißt das Ganze. Und er mischt von vornherein und immer wieder romantiklose Verkrampfung in das Gericht und kittet, ohne daß man viel von Organisation, geschweige denn von Organismus merkt, die Kapitel aneinander, biegt den Schluß total ins Wesenlose und läßt seinen Leser vor einem Schutthaufen stehen. Das Buch ist nicht lesenswert.

Gleich ihm wirft sich auch Erik Reger, von Alltagsberuf Journalist im Ruhrgebiet, auf die Industrie. Immerhin gibt es bei ihm wenigstens andeutungsweise Gestalten, die unter den Schornsteinen und vor den Maschinen arbeiten; bei Haensel sind diese vollkommen vergessen. Auch Erik Reger unterliegt dem teuflischen Zauber zusammengeballter industrieller Macht, obgleich er sie zu kritisieren glaubt; denn was er zeigt in seiner „Union der festen Hand" ist die Ungerechtigkeit des Konzerns und seiner Machthaber, nicht aber ihr eigentlicher Fehler: ihre innere Erstarrung und ihre hemmende Wirkung aufs Wirtschaftsleben. Es ist kommerzielle Romantik, einen Trust daraufhin zu untersuchen, ob seine Generaldirektoren unsittlich im Hinblick auf den kategorischen Imperativ sind, gegenüber ihren Arbeitern und deren Schicksalen, während es eine lobenswerte Aufgabe wäre, auch dichterisch die Wirtschaftsgebäude von heute an ihrem Fundamente zu packen, nämlich in ihrer tatsächlichen soziologischen Wirkung. Mit jener kommerziellen Romantik haben die Sozialisten vor 50 Jahren gegen das System agitiert, während sie heute dabei sind, das Wesen eines Konzerns oder einer Planwirtschaft — auch im Romane — zu untersuchen. So wirkt Erik Regers Roman wie eine kleinbürgerliche Betrachtung historischer Vorgänge vom Erkerfenster der Privatwohnung aus. Mehr nicht; denn rein dichterisch ragt der Roman keineswegs hervor — trotz Kleist-Preis — und der Verfasser macht es den Routiniers von heute nach, wenn er auf der selbstgefälligen Betrachtung des Details ewig verweilt, als wolle er zum Leser sagen: „Schau her, das alles sehe ich, und mache dich darauf aufmerksam" und zeigt mit stolzem Zeigefinger auf einen ungefegten Rinnstein, während sein Leser vielleicht über Gott und die Welt nachdenkt.

Berlin Hans E. Friedrich

Reichspräsidentenwahl, innerer Friede und protestantische Interessen

Wir können nicht dankbar genug dafür sein, daß wir durch diesen Winter schwerster Nöte bisher ohne größere Unruhen hindurchgekommen sind. Auch bei schwacher Staatsgewalt kann die Ordnung lange aufrecht erhalten bleiben, wenn nämlich nicht eine revolutionäre Partei besteht, sondern die leidenschaftliche Agitation gegen das Bestehende von zwei extremen Gruppen betrieben wird, von denen jede die andere

grimmig befehdet und jede der andern zutraut, daß sie morgen losschlagen werde, aber gern dieser andern die Verantwortung überläßt, angefangen, den Bürgerkrieg entfesselt zu haben. So steht es bei uns. Dennoch ist jeden Tag die Gefahr groß, daß es irgendwo zu schlimmem Blutvergießen kommt, der Funken ins Pulverfaß geworfen wird, der Brand um sich greift.

Nun mag es Leute geben, die einen innern Krieg wollen, ihn vielleicht auch nicht aus blinder Leidenschaft wollen, sondern schmerzlich überzeugt sind, es könne nur auf solche Weise unserm Volk und Land vorwärtsgeholfen werden. Mit solchen rechte ich nicht; wir Andern aber, die wir gewiß sind, daß angesichts aller vorausgegangenen Not und bei den heutigen Kampfmitteln ein innerer Krieg ein schreckliches Unglück wäre, und daß jeder eine furchtbare Verantwortung auf sich lädt, der nicht Alles tut, ihn zu vermeiden, wir sollen uns klar machen: die Gefahr solchen inneren Krieges würde noch näher sein, wenn eine Linksregierung unter Beteiligung der Kommunisten zustande käme — die ja überhaupt nur dann, wenn sie die Führung an sich reißen könnten und Moskauer Gewaltmittel anwenden könnten, mit den Sozialdemokraten zusammengehen würden —, oder auch wenn eine Rechtsregierung unter Beteiligung der Nationalsozialisten zustande käme, die gleichfalls die Führung beanspruchen und von denen ihre Gegner alsbald ein solches Schreckensregiment erwarten würden, wie es im Boxheimer Plan angekündigt ist. Die Hoffnung, daß wir ohne innern Krieg aus der Zeit der Not wieder herauskommen, ist also größer, wenn eine Regierung bleibt, die wesentlich von Parteien der Mitte getragen ist. Daß solche am Ruder bleibe, mag immer schwerer werden, wenn die Mittelparteien, abgesehen vom Zentrum, mehr und mehr zerrieben, von den Nationalsozialisten aufgesogen werden. Mir persönlich ist es zwar keineswegs sicher, daß die Dinge in dieser Richtung weiter gehen. Aber wie wir im Kreise der Freunde der Christlichen Welt recht verschiedene politische Meinungen haben, so wäre vollends der Versuch zwecklos, uns auf irgendeine Vermutung über die künftige Stimmung der Wähler zu einigen. Zweierlei muß jedoch im Blick auf die heutige politische Lage gesagt werden, gerade in einem Blatt wie dem unsrigen.

Erstens: wollen wir dem inneren Frieden unsres Volkes dienen, ist das eine Pflicht, die gerade wir Christen ernst nehmen sollen, dann ist es, gleichviel wie künftig die Regierung zusammengesetzt sein wird, heute, in dieser politisch so leidenschaftlich erregten Zeit, von hohem Wert, wenn Reichspräsident ein Mann ist, der nicht als Parteimann angesprochen werden darf. Wir Deutschen haben an weithin angesehenen Männern, die mit dem politischen Leben vertraut, aber nicht parteimäßig festgelegt sind, keinen Ueberfluß. Aber keiner von ihnen hat solchen Namen wie der bisherige Reichspräsident. Darüber, daß es bei seinen Jahren nicht leicht ist, ihm die Last des Amtes noch einmal zuzumuten, bedarf es keines Wortes. Aber die Aelteren unter uns haben es ja schon einmal erlebt, daß unser Volk ein neunzigjähriges Haupt hatte, und was manchen Alten unter uns, die noch Wilhelm den Ersten gesehen haben, die Gestalt des Feldmarschalls so sympathisch macht, das ist, Vielen gewiß halb unbewußt, eben dieses, daß der Feldmarschall in Gestalt und Wesen, in seiner Pflichttreue und soldatischen Schlichtheit an den unvergessenen alten Kaiser erinnert. Der Vertreter ruhmvoller altpreußischer Heeresüberlieferung ist zugleich der bewährte Vertreter deutscher Staatsgesinnung und Verfassungstreue — sollte unser Volk nicht tiefe Dankbarkeit dafür bekunden?

Zweitens: manche bewußt protestantische Kreise haben aus Unzufriedenheit mit dem Zentrumskanzler Brüning auch gegen die von ihm geförderte Kandidatur Hindenburgs Bedenken. Nun ist es zwar sehr begreiflich, daß heute viele Protestanten, namentlich in solchen Gebieten, wo Zentrum und Sozialdemokraten verbündet ihre Macht auf Kosten des protestantischen Bürgertums rücksichtslos ausnutzen, leidenschaftlich den Sturz dieser jetzigen Macht des Zentrums herbeiwünschen. Aber wie würde die folgende Regierung aussehen? Gegen eine ausgesprochene Rechts- oder eine ausgesprochene Linksregierung, selbst wenn sie parlamentarisch möglich werden sollte, bestehen die vorhin angegebenen Bedenken. Wie soll jedoch eine Regierung der Mitte ohne Zentrum möglich sein? Sie stünde auf viel zu schwachen Füßen. So bliebe nur Eins übrig: eine Regierung, zu der sich das Zentrum, statt wie bisher in Preußen mit der Sozialdemokratie, vielmehr mit der Rechten verbündet. Wir haben diesen Fall im Reich zuletzt 1927/28 gehabt unter dem Reichskanzler Marx. Diese Koalition brach bekanntlich über dem Keudellschen Reichsschulgesetz auseinander, weil die Deutsche Volkspartei, nationalliberaler Ueberlieferung treu, klerikalem Verlangen nach starkem Einfluß der Kirchen auf die Schule sich widersetzte. Gegen solchen Mißerfolg würde das Zentrum künftig von vornherein sich zu sichern suchen.

Und das ist nun jenen Protestanten entgegenzuhalten, die im Bündnis von Zentrum und Sozialdemokratie die schwerste Schädigung protestantischer Interessen sehen: Würde ein Bündnis des Zentrums mit der Rechten irgend den protestantischen Interessen günstiger sein? Bismarck hat 1892, als die Deutschkonservativen mit dem Zentrum zusammen das Eedlitzsche Schulgesetz durchzusetzen suchten, ihnen das böse Wort zugerufen, sie stünden zum Zentrum in einer Art Rheinbundsverhältnis. Wenn Sozialdemokratie und Zentrum verbündet sind, mag das personalpolitisch oft sehr unerwünschte Wirkungen haben; aber arbeiten beide auf diesem Gebiet vielleicht gerade deshalb so kräftig zusammen, weil sie sich in wichtigen kulturpolitischen Fragen überhaupt nicht verständigen können? Wenn das Zentrum zusammen mit der Rechten Preußen beherrschte, so würden zwar nicht mehr viele Sozialdemokraten in wichtige Stellungen hineinkommen, Zentrumsleute jedoch kaum weniger als jetzt. Vor allem aber würde das Zentrum sich von einer mit ihm verbündeten Rechten um so energischer jene kulturpolitischen Zugeständnisse machen lassen, die es von der Linken nicht erhalten konnte. Eine Welle klerikaler Schulpolitik würde über unser Land gehen. Kann ein bewußter Vertreter protestantischer Interessen das wollen? Und hat es vollends Sinn, um solcher höchst fragwürdiger Zukunftsaussichten willen in der Gegenwart sich der Kandidatur für den Reichspräsidentenposten zu widersetzen, die dem inneren Frieden unseres Volkes am besten dienen würde?

Kiel Hermann Mulert

Tagung der deutschen und französischen Freunde der „Evangelisch-christlichen Einheit" zu Montbéliard 1931

„Was uns trennt, ist das Blut unserer Soldaten, was uns bindet, ist das Blut unseres Heilandes", hat auf einer der früheren Konferenzen einmal ein Franzose ausgesprochen. Im Bewußtsein solcher Bindung trafen sich, trotz der Zeit und wegen der Zeit, auch im September 1931 die sich um Pastor Rambaud sammelnden Freunde der „Evangelisch-christlichen Einheit", um glaubend, hoffend, liebend etwas von jener Arbeit zu tun, die Rade in dem Aufsatz „An unsere Freunde in Frankreich" (Nr. 16 der „Christlichen Welt" vom 15. August 1931) als so dringend notwendig bezeichnet hat.

Vier vom Morgen bis zum späten Abend ausgefüllte Tage dauerte die Konferenz von Montbéliard, die die Teilnehmer mit einem Stück des französischen Protestantismus von besonderem, nämlich lutherischem Gepräge bekannt machte, das sich aus der früheren Zugehörigkeit von Mompelgard zu Württemberg erklärt.*) Ein Sachkenner hervorragender Art hatte die Einführung übernommen: Professor John Viénot (Paris) entwickelte bei dem gastlichen Empfang in seinem Landhaus zu Valmont bei Montbéliard „Die Charakterzüge der lutherischen Kirche im Land Montbéliard", die er auch in verschiedenen Werken dargestellt hat. Es handelt sich (man denke an die Nähe Straßburgs!) um einen dem bucerschen verwandten Typus evangelischen Kirchentums, der zwischen Luther und den Reformierten steht. Die Liturgie hat württembergisches Gepräge, während der Kirchenraum reformierter Einfachheit sich nähert. Viénot sprach später noch einmal in der Kirche von Valentigney zu uns, die auf einer reizvolle Landschaftsbilder vermittelnden,

*) Den deutschen Teilnehmern war interessant, gleich bei der ersten Stadtbesichtigung der lateinischen Inschrift am Portal des großen Temple St. Martin zu entnehmen, daß er das Werk eines schwäbischen Architekten, Heinrich Schickhardt, ist; „Illustriss. Princeps D. Fridericus Dux Wirtemb. Ac Teck. Comes Mompelgard." ließ ihn 1604 errichten.

am Doubs entlang- und über den Jura führenden Rundfahrt durchs „Ländle" besucht wurde. Die evangelische Gemeinde dort entstand schon 1540 und besitzt seit 1830 ein neues großes Gotteshaus, an dessen Eingang uns Pfarrer Ahnne mit seiner Gemeindevertretung empfing und in dem uns der stattliche Kirchenchor mit dem Vortrag eines Psalms grüßte. Die Art, in der dann der Pfarrherr in deutscher Sprache die Glaubensbrüder aus anderem Lande willkommen hieß, war herzgewinnend und ebenso unvergeßlich wie die sich daran anschließende ungemein freundliche Aufnahme im Institut de Glay, einer 110 Jahre alten protestantischen Schule, der einzigen in Frankreich außer dem evangelischen Gymnasium in Straßburg. Sie kann ein „kleines Bollwerk evangelischen Lebens in Frankreich" genannt werden. „Le Seigneur y pourvoira" — Der Herr wird's versehen — lautet die glaubensmutige Inschrift über dem Portal, die den großen Afrikamissionar François Coillard (1834—1904) als Devise aus der dort verbrachten Schulzeit ins Leben begleitete.

Das Beste der von Rambaud aufs liebevollste vorbereiteten und aufopfernd geleiteten Tagung läßt sich in einem Bericht darüber nur andeuten: es liegt in der persönlichen Berührung von Menschen, die es erfahren, daß nicht sie die „Einheit" von sich aus herzustellen vermögen, daß sie ihnen aber in Christus geschenkt werden kann. Gemeinsame Andacht wurde zu solchem Erlebnis, besonders die des greisen Pastors Bianquis (Paris), des zum Ehrenpräsidenten erwählten bisherigen Vorsitzenden des französischen Zweiges. Selber an der Schwelle zur Ewigkeit stehend, wollte er mahnen, in der Nachfolge Jesu allen Haßgedanken zu entsagen und für das andere Volk wie für das eigene zu beten. Auf solcher Basis war diesmal, außerhalb des Programms, auch eine freimütige politische Aussprache möglich. Die Begegnung gipfelte dann am letzten Abend in der Feier des heiligen Mahles im Temple St. Martin, bei der Pastor Ahnne das Brot und Professor Cordier den Wein reichte, und es mag auch der Gemeinde von Montbéliard eindrucksvoll gewesen sein, zu hören, wie der ganze Kreis das „O Haupt voll Blut und Wunden" anstimmte und wie in ihrem Gotteshaus das deutsche Lied zum Preise des Einen Erlösers erklang. Professor Cordier hatte seiner Ansprache das Wort von der „Liebe bis ans Ende" aus Joh. 13 zugrundegelegt.

Ueber den Hauptzweig der praktischen Arbeit der „Evangelisch-christlichen Einheit" berichtete aus eigener Kenntnis heraus mit großer Wärme ein früherer Marokko-Feldprediger, Pastor Cook-Talabert (Algier), der die Seelsorge an deutschen Fremdenlegionären behandelte und von Herzen kommend und zu Herzen gehend den evangelischen Christen beider Länder die Verpflichtung zu dieser Arbeit von neuem einzuschärfen wußte. Er bat die Deutschen eindringlich, nicht hart und lieblos im Urteil zu sein: es seien zum größten Teil nicht schlechte Menschen, die hinausgegangen sind. Oft habe sie nur jugendlicher Drang zur Fremde hinausgelockt, ohne daß sie die Gefahren des Lebens in der Legion ahnten. Nun müßten wir ihnen im Kampf um die sittliche Bewährung Stützen zu sein versuchen.

Das Hauptthema der Konferenz war die aktuelle, zentrale und im christlichen Sinne völkerverbindende Frage der Evangelisation. Das erste große Referat hielt Pastor Birnbaum von der Wichern-Vereinigung (Hamburg) über die Evangelisation an den gottentfremdeten Massen in Deutschland. Weite Massen haben heute kaum noch Berührung mit der Kirche. Oertlich ist die Lage freilich oft recht verschieden. Neben Gegenden von strenger Kirchensitte sind kirchlich „tote" Gegenden zu finden — am schlimmsten in den Mittelgebieten, wie in Braunschweig oder der Provinz Sachsen. Durchschnittlich beträgt der Kirchenbesuch in Deutschland nur 11 bis 12 %. In den Auslandsgebieten, wie etwa Siebenbürgen, ist die Lage ebenfalls oft schlecht — es zeigt sich wohl, daß die Gemeinschaft nicht religiös, sondern soziologisch begründet ist. Die ganze völkische Organisation ist dort kirchlich; löst sie sich auf, kommt auch das kirchliche Leben zum Zerfall.

Eine Scheidung nach bestimmten Volksschichten hat eingesetzt. Die Kirche wird vielfach vom Bürgertum, häufig vom Kleinbürgertum, getragen, während Gebildete und Proletariat fehlen. Diese Verbindung zwischen Bürgertum und Kirche ist verständlich; doch kam es so dahin, daß der Glaube vielfach aufgefaßt wurde als Sicherung gegen Erschütterungen. Man sah nicht mehr den Christus mit der Geißel in der Hand, lernte erst unter den Erschütterungen des Krieges manchenorts wieder, was Christentum heißt: nicht Sicherheit, sondern Gewißheit. Doch blieb die Kirche auch seither in hohem Maß von Kräften bürgerlicher Ideologie getragen. Am tiefsten war die Kluft zwischen der Kirche und dem Proletariat geworden. Als es sich bildete, erfaßte die Kirche ihre Aufgabe nicht. Sie machte die Innere Mission, wogegen sich Wichern immer leidenschaftlich gewehrt hatte, zu reiner Hilfstätigkeit. Die große Auseinandersetzung mit dem Marxismus wurde versäumt; so übernahm er die Führung des Proletariats. Die Arbeiterschaft ergab sich zunächst einem theoretischen Atheismus. Ihre Absage galt vielfach nur dem Kapitalismus, nicht dem lebendigen Gott; über ihr liegt, wie die Arbeiterdichtung zeigt, oft noch eine ganz religiös gefärbte Stimmung der Eschatologie. Erst heute wird der theoretische Atheismus unter dem Druck der Not des deutschen Proletariats und der kräftigen Agitation des Bolschewismus weithin zu einem wirklichen Atheismus. Gab es vor dem Kriege noch kaum eine Organisation des Atheismus, so nimmt heute die Mitgliederzahl der Gottlosenverbände in erschreckendem Umfange zu. Der durch die Arbeitslosigkeit bewirkte Hunger ist eines der besten Einfallstore für das heraufziehende Antichristentum.

In dieser Situation haben wir nur einen Weg der Evangelisation: die Verkündigung der Wirklichkeit Gottes; eine Verkündigung, die Wort und Tat umfaßt — die „Tat der rettenden Liebe" (Wichern). Es gibt in Deutschland zwei Hauptrichtungen der Evangelisation: die „alte Evangelisation" und die „Volksmission", die sich hauptsächlich durch ihre verschiedene Methode unterscheiden. Die erstere, die besonders von den landeskirchlichen Gemeinschaften aufgenommen wurde, ist eine wesentlich individualistische Missionsart. Sie verleugnet die Herkunft vom Methodismus nicht. Da sie von Ernst und tiefer Verantwortung getragen wird, ist viel Segen von ihr ausgegangen. Die Volksmission, die seit den letzten Jahren auf Führer-Konferenzen mit der alten Evangelisation zusammenzuarbeiten begonnen hat, entstand 1908 und knüpft wieder an Wichern an. Es geht ihr um Verlebendigung des ganzen Volkes, wie Wichern das ganze Volk durch Verkündigung erneuern wollte. Sie will daher auch kirchlich sein. Seit 1925 gibt es den „Deutschen Evangelischen Verband für Volksmission", dessen Hauptaufgabe es ist, auf der alljährlich in der Osterwoche stattfindenden Konferenz die Methode der Evangelisation herauszuarbeiten. Apologetik und Evangelisation durchdringen sich in der Gegenwart gegenseitig. Erste Aufgabe der Apologetik ist es, den Gegner kennenzulernen, ihn zu beobachten, nicht gleich auf ihn loszuschlagen, und, da jeder Irrtum von einem Körnchen Wahrheit lebt, gilt es, diesen Wahrheitskern als Anknüpfungspunkt zu suchen. Erst dann kann sie zeigen, wie jede Position, die nicht in der Beugung vor Gott bleibt, sich auflöst. Der Redner berichtete weiter lehrreich über die verschiedenen Arbeitsweisen der Evangelisation und Apologetik.

Am nächsten Tage behandelte Pastor Lestringant aus Arras die Evangelisation unter den gottentfremdeten Volksschichten in Frankreich. Er erinnerte daran, daß die schnelle Ausbreitung der Reformation in Frankreich während des 16. Jahrhunderts der Ausdruck einer mächtig empfundenen religiösen Not war, daß aber dann nach den furchtbaren Verfolgungen der Protestanten durch die katholische Kirche der Protestantismus in Frankreich mit allen Mitteln diskreditiert und im Lande jahrhunderelang die Parole verbreitet wurde: Katholizismus gleich Christentum und Christentum gleich Religion. So bestand für die größere Zahl von Franzosen gar nicht die Möglichkeit einer Wahl zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche, und als viele sich vom Katholizismus, seiner Unduldsamkeit wegen, abwandten, fanden sie keinen andern Ausweg als den des Agnostizismus, des Unglaubens. So ist der Agnostizismus in Frankreich in weitem Umfang Unkenntnis des Christentums. Diese Lage ist zwar tragisch, hat aber dennoch für die Evangelisation außerordentliche Vorteile. Da man die Bibel noch so wenig kennt, kann sich ihre Autorität im gegebenen Fall mit unmittelbarer Wucht geltend machen. Und da Frankreich keine wirklich christliche Regierung hatte, ist die evangelische Kirche dort auch nie durch politische Bindungen belastet gewesen.

Wenn zweifellos die anderen bekannten Evangelisationsgründe für den französischen Protestantismus ebenfalls in gewissem Maß bestehen, so ist doch der hier genannte der Unbekanntheit des Evangeliums der maßgebende. (Christus ist für die Massen in Frankreich bloß „le petit enfant dans la crèche".) Damit sind auch schon die französischen Freidenker charakterisiert; sie sind meist nicht christusfeindlich, oft gar nicht aggressiv — sie sind libres penseurs anticatholiques.

Nach dieser Darstellung der religiösen Lage schilderte Lestringant die Evangelisationsarbeit der evangelischen Kirche Frankreichs. Der Drang zur Evangelisation war schon sehr stark, als noch das bürgerliche Gesetz dem Protestantismus jede Ausbreitung verbot. Erst 1871 bekamen die französischen Protestanten das Recht, eine eigene Synode zu haben, aber schon 1833 ist die erste Evangelisationsgesellschaft gegründet worden; schon Jahre vorher gab es eine Bibel- und eine Traktatgesellschaft! Die Evangelisation ist jedoch für die französische evangelische Kirche auch eine dringende Notwendigkeit. Viele der jetzigen Gemeinden sind im Laufe des letzten Jahrhunderts von der Evangelisation gegründet worden. Die Gründung solch neuer Gemeinden ist erforderlich, da zahlreiche Hugenotten aus den alten protestantischen Gegenden nach anderen Gegenden auswandern. So hat die Arbeit der Evangelisation das geographische Bild des protestantischen Frankreich in den letzten Jahrzehnten mächtig verändert; in den verschiedensten Teilen des Landes liegen jetzt evangelische Stützpunkte.

Die Basis für die Evangelisationsarbeit — in geistiger und auch in materieller Hinsicht — soll die den „Eroberungsgeist" pflegende Gemeinde bilden. Die Hauptmittel der Evangelisation in Frankreich ähneln in vielem denen der deutschen (Vorträge, Traktate, Presse, Lichtbilder, Missionsautos und Rundfunk: jeden Donnerstag 12 Uhr eine Rede des Evangelisten im Pariser Rundfunk!). Das Referat vermittelte ein höchst anschauliches Bild von der inneren Lebendigkeit der durch alle Verfolgungen nur an Kraft gewachsenen französischen Hugenottenkirche.

In der Aussprache über die beiden Vorträge machten die sie noch erweiternden Ausführungen von Professor Cordier (Gießen) besonderen Eindruck. Er ging von der Tatsache aus, daß die Evangelisation in Deutschland dem Katholizismus gegenüber ungleich schwereren Stand habe als in Frankreich. Die Jugendbewegung habe

in jungkatholischen Kreisen (bis zu den jungen katholischen Arbeitern) sehr gut eingeschlagen; der deutsche Mensch wende sich eben vom Individualismus ab. Das bedeute Wasser auf die Mühle des Katholizismus; in der Philosophie stehe die im Grunde katholische Frage der Ontologie im Mittelpunkt; die evangelischen Forscher gingen vielfach heute aus von der Philosophie der Scholastik. Der Redner machte dann deutlich, daß wir in den evangelischen Kirchen Deutschlands gegenwärtig in einem Uebergangsstadium ständen. Wir leben einmal von Restbeständen und zum andern von einem Neuen, das wir noch nicht kennen. Wir waren bis 1918 Staatskirche, und diese Kirche hatte sich in der ganzen Struktur orientiert am kleinen Bürgertum. Es fehlte an einem Tatchristentum, das das wirtschaftliche Leben miterfaßte. Die Arbeiterschaft mußte das Christentum als ein Christentum der Bourgeoisie ansehen. Wir sind im evangelischen Deutschland belastet durch eine Geschichte, für die wir nicht verantwortlich sind. Aber noch hat die Kirche weithin nicht erkannt, daß sie aufhören muß, Machtansprüche zu stellen und daß sie für viel Versäumnis Buße tun muß. Wo es eingesehen ist, wie in der kleinen hessischen Landeskirche, ist schon Besserung zu verspüren. Und das Neue, das sich anzubahnen beginnt, darf uns mit Hoffnung erfüllen. Es kommt einmal von der kirchlich gewordenen Theologie her, die nach dem Wort und der Botschaft fragt; sodann erleben wir mit Freude, wie sich die selbständige Kirchengemeinde zu bilden anfängt (für den Niederrhein ist das allerdings nichts Neues, wohl aber für die Gesamtstruktur des evangelischen Deutschlands).

Am Schluß der Ausführungen stand das gute Wort: „Lagen wie die gegenwärtige der evangelischen Kirchen in Deutschland stellen nicht nur das Ergebnis einer Geschichte von Sünde und Schuld dar, sondern sie sind auch Fragen Gottes an uns", und es war der unschätzbare Gewinn der fünfzehnten Tagung der „Evangelisch-christlichen Einheit", daß sie geeignet war, das Ohr zu schärfen für solch ernste, Antwort heischende Fragen.

Düsseldorf Wilhelm Homuth

Idealismus und Dämonie

Ein Wort zu den Studentenunruhen in Halle und anderswo

1. Das Dämonische

Im vorigen Jahr wurde D. Tillich auf den Lehrstuhl für evangelische Dogmatik und Ethik nach Halle berufen. Soviel man weiß, hatte er auf der Vorschlagsliste der Fakultät an erster Stelle gestanden. Er lehnte ab. Das ist schade. Denn man würde gern erleben, wie er sich jetzt unter den Hallischen Wirren verhielte. Einmal um seiner bekannten Gesamtstellung willen. Sodann aber, weil er besonders berufen wäre, seinen Kollegen und Kommilitonen ein klärendes und aufrichtendes Wort zu sagen über den Streit, auf den sich augenblicklich die Erregung geworfen hat, über den Streit um Idealismus und Dämonie.

An drei Stellen des Nachworts seiner Schrift[1]) rührt D. Dehn an diese Begriffe. Er spricht erstens S. 81 von einem „Kampf modernen dämonisierten politischen Denkens nicht nur gegen die Freiheit der Wissenschaft", nein vielmehr „gegen die Freiheit der Kirche". Er sagt zweitens S. 84, der Christ werde darüber zu wachen haben: „Daß der Staat nicht in dämonische Eigengesetzlichkeit verfällt, in der er meint, daß er machen kann, was er will." Und er bildet drittens S. 90 den Satz: „Verzerrter Idealismus ist Dämonie." Dieser Satz hat, wie aus dem Zusammenhang erklärlich, anscheinend besonders empört und verletzt. Aber von jenem Zusammenhang abgesehen hat die Rede von „dämonisch", „dämonisiert" und „Dämonie" offenbar an sich aufs empfindlichste berührt; man hat darin eine unerhörte „Beleidigung" und den eigentlichen Bruch des „Burgfriedens" gefunden. Wieso? das kann man z. B. aus dem Briefe eines Studenten der Theologie an D. Dehn erkennen, den die jüngste „Hallische Universitätszeitung" veröffentlicht. Dieser Student legt in die Hände des Lehrers einen übernommenen Predigtauftrag zurück und begründet diese Handlung mit dem Satz: „Ich möchte Ihnen die unangenehme Lage ersparen, einen dämonischen Menschen im Raum der Kirche zu sehen und eine satanische Predigt zu beurteilen." (Die Sperrungen von mir.) Ein doch schon in älterem Semester stehender Theologe hat also keine Ahnung davon, daß „dämonisch" und „satanisch" verschiedene Begriffe sind oder jedenfalls sein können. Vielleicht ist er inzwischen belehrt worden. Die Hallische Fakultät wird von meinem Einfall keinen Gebrauch machen, aber ich würde ihr als Thema für die nächste systematische Examensarbeit vorschlagen: „Was bedeutet das Dämonische in der heutigen Theologie?"

[1]) Kirche und Völkerversöhnung. Vgl. CW 1932, 2, Sp. 94.

Genug, man nimmt „dämonisch" = „satanisch", fühlt sich aufs tiefste persönlich gekränkt — und ein neues Verdammungsurteil über D. Dehn ist fertig.

Ich will nun aber doch aus Tillichs Schriften ein paar Sätze zur Beleuchtung des Begriffs beibringen. Leider ist mir „Das Dämonische" (1926) nicht zur Hand. Aber das Folgende wird genügen:

„Dämonisch ist eine Macht, die heilig und doch widergöttlich, tragend und doch zerstörend ist." Kairos 1, 37.

„Das Satanische würde jede Konkretheit verzehren ... Die Entscheidung, und das heißt unsre konkrete, individuelle Existenz, unsere Freiheit und unser Schicksal ist insofern widergöttlich, als sie zweideutig ist, nicht aber insofern sie eindeutig gegen Gott, also satanisch ist. Darum ist sie konkret menschlich, steht unter dem Gericht und ist doch nicht zerstört." Kairos 1, 37.[2])

„Zuletzt handelt es sich darum ... inwieweit die Gestalt der Gnade dämonisiert ist. Der antidämonische Kampf der prophetischen Kritik[3]) ist maßgebend für die Gestalt der Gnade." Kairos 2, 28.

„Eine Heiligkeit, die an der unbedingten Forderung vorbeigeht, ist dämonisch." Kairos 2, 27.

Das genügt für jeden Verständigen zur begrifflichen Klärung. Und vielleicht ist auch sachlich daraus etwas zu lernen.

2. D. Hirsch

Es wird also von Dehn und von denen, die mit ihm gehen, Niemandem der Idealismus abgesprochen, wenn man ihn (den Jemand) unter der Macht einer Dämonie sieht; nicht einmal die Heiligkeit wird ihm abgesprochen! Aber der Idealismus ist dann „verzerrt", ist seiner Reinheit, Echtheit, Tiefe, seiner eigentlichen Bestimmung entfremdet. Und seine Träger sind damit schwer gefährdet. Der Streit geht also darum, was echter, reiner, heiliger Idealismus sei, und um die Aufgabe, sich, der Jugend und unserm Volke diesen zu erhalten.

Da sind nun die beiden Göttinger Kirchenhistoriker auf den Plan getreten und haben ihr Schwert in die Waagschale geworfen. D. Hirsch und D. Dörries hatten, wie D. Eger, das Bedürfnis, in dem Kampf um Dehn für die verkannten Studenten einzutreten mit einem „Wort des Verständnisses für das leidenschaftliche Ja zu Volk und Freiheit, welches hinter diesem Verhalten stand".[4]) Diese Regung kann man nur herzlich respektieren. Und wenn sie dann fortfahren:

„Zweierlei soll man von einem zu dieser Frage redenden deutschen Theologen auch dann fordern, wenn er zum Pazifismus ein Verhältnis einginge: zunächst (1) die Erkenntnis, daß die Nation und ihre Freiheit bei aller Fragwürdigkeit des kreatürlichen Lebens auch für den Christen von Gott geheiligte Güter sind, die eine ganze Hingabe des Herzens und des Lebens fordern, und aus dieser Erkenntnis folgernd (2) dann das Bekenntnis zu dem leidenschaftlichen Freiheitswillen unsers Volkes, das von macht- und habgierigen Feinden geknechtet und geschändet wird ..."

— dann darf ich doch sagen, daß über die von mir im Druck hervorgehobene Forderung Gott Lob unter uns (Dehn eingeschlossen!) nirgends ein Zwiespalt besteht. Sodann aber, daß wir auch den „leidenschaftlichen Freiheitswillen" gern anerkennen und je nach unserm Temperament teilen, daß aber eben hier wie in aller Leidenschaft — die Dämonie lauert. Denn unser Volk ist noch von ärgeren Mächten geknechtet und geschändet, als durch den Druck, der seit dem verlorenen Kriege auf ihm furchtbar lastet. Und als Christen müssen wir Gott dafür dankbar sein, daß er uns zur Leidenschaft auch die Vernunft geschenkt hat, jene zu beherrschen. Was tun wir christlichen „Pazifisten" denn anders als auf das gleiche Ziel der Befreiung unsers Volkes hinarbeiten? Nur eben wollen wir das nicht mit Hilfe der Dämonen! Denn dann kann Gott nicht mit uns sein. Der wird uns Sieg und Freiheit geben, wenn die Stunde kommt und die Passionszeit vorüber ist. Inzwischen sollen wir, je leidenschaftlicher wir sind, desto tapferer unser Kreuz tragen und — ganz gewiß nichts versäumen, was zu unsers Volkes Rettung zu tun recht und möglich ist.

Was unsereiner ablehnt, ist das Gesteigerte, Uebersteigerte in den patriotischen Kundgebungen derer, die sich heute ausschließlich national nennen. Sie fühlen sich rasch beleidigt, wenn man ihnen

[2]) Jene Handlung des Studenten also ist nicht satanisch, sondern überaus menschlich, aber sie steht unter einer Dämonie und darum unter dem Gericht. — Alle Sperrungen oben von mir.

[3]) Diesen Kampf führt Dehn. Ob er darin irrt, ob er ihn richtig führt, geht uns hier prinzipiell nichts an; hier soll nur deutlich werden, um was es sich innerhalb dieser Begriffswelt handelt.

[4]) Deutsche Allgemeine Zeitung, Reichsausg. v. 1. Febr.

nicht in allem zustimmt; aber welche Beleidigung darin liegt, wenn sie unsereinem das nationale Empfinden absprechen, das fühlen sie nicht. Quod licet Nazi, non licet Paci... nach diesem Spruch behandeln sie uns. Und die Dämonie ist da.

Auch der Pazifist ist der gleichen Gefahr ausgesetzt. Es gibt verzerrten Idealismus auch auf dieser Seite. Und D. Dehn hat diese Gefahr gerade in jenem Schluß seines Nachworts nicht beachtet. Denn indem er jenen Vorhalt und Anruf an seine Widersacher richtete, hat er auch nach meiner Meinung die seelische Lage derer, die er anredete, verkannt. Er hätte, ohne seiner Sache etwas zu vergeben, da sehr wohl andere Töne finden können. Aber dafür ist nicht er allein verantwortlich, sondern auch die Theologie, die er vertritt. Sie ist zu stark gewöhnt, in Tone des Gerichts mit den Menschen zu reden.

Wie viel größer aber die Gefahr für D. Hirsch ist, der Dämonie zu verfallen, dafür zum Schluß dieses Kapitels ein beredtes Zeugnis. In der „Zeitwende" konnte er im vorigen Jahre schreiben:

„Unsere Hoffnung ist allein, daß die Unwahrheit der in Versailles geschaffenen Lage sich in einer Katastrophe an den Völkern und Staaten auswirkt... Darum und nicht um den Weltfrieden sollten wir Gott bitten..." Zeitwende 1931, 10, 297.

Folgt die Ermahnung, seine Kinder in diesem Geiste zu erziehen. Und das vom theologischen Katheder herab. Mir kommt es, wenn nicht dämonisch, und wenn schon Idealismus, jedenfalls heidnisch vor.

3. Die von Langemarck

Nun noch ein Wort zu den Studenten. In ihren Zeitungen begegnet man andauernd den Toten von Langemarck. Das verstehe ich. Aber wie sie von diesen schreiben, da kann ich oft nicht mit. Und vielleicht ist es doch auch eine gewisse Dämonie, die sie den rechten Weg, jene teuren Toten zu feiern und zu ehren, nicht finden läßt.

Die Langemarck-Studenten waren doch unsre Schüler. Sie waren doch unser Blut und unsers Geistes Kinder. Wie arm wurden wir durch ihren frühen Verlust! Wie oft haben sie uns gefehlt in den schweren Zeiten nach dem Kriege! Lebendig stehen mir die Versammlungen und Aussprachen vor der Seele, die wir mit ihnen gehabt haben. (Ein Abend bei Seebode zum Beispiel, stark besucht, und voll lebendigen Disputs, als Wyneken da war.) Und diese prächtigen Leute, diese unvergeßlichen, sollen heute Patrone des Wesens sein, das sich an unsern Universitäten gebärdet?

Ich will euch, liebe Kommilitonen, wahrlich nicht den Idealismus absprechen. Aber schwer gefährdet ist er durch dämonische Einflüsse und zur Zeit, fast hoffnungslos, verzerrt. Ich bitte, sich nicht daran zu stoßen, wenn ich die Vorgänge in Halle mit den Vorgängen anderswo im Zusammenhang sehe. Das muß dem Journalisten wie dem Historiker vergönnt sein. Die Berliner Krawalle haben eine strenge gerichtliche Sühne gefunden; aber war es nicht auch schrecklich? Wer den mit Namen gezeichneten Bericht eines stud. jur. in Nr. 5 der „CV.-Zeitung" gelesen hat, ist erschüttert. „Die Pause war gerade zu Ende und einige Studenten bereits in die Kollegs geeilt, als es plötzlich losging. Mit einem Schlage wurden uns jüdischen Verbindungsstudenten die Mützen vom Kopfe gerissen, zahllose Fäuste schlugen auf uns ein." Es widersteht mir, Weiteres mitzuteilen. Man lese den Artikel eines katholischen Studenten „Universität oder Radaulokal" in der Germania. Nun werden viele Hallische Studenten sagen: Damit haben wir nichts zu tun. Und dem Einzelnen darf man das getrost glauben. Aber nahe daran sind sie in Halle auch gewesen, und mit Knallfröschen und Stinkbomben kämpfte man keinen honorigen Kampf gegen Professor Dehn. Auch nicht mit Porträts und Gedichten, wie sie die „Hallische Universitätszeitung" vom 3. Februar bringt. Niveau! Nur einer Dämonie verfallener Idealismus bringt dergleichen fertig. Es genügt auch nicht, daß der Einzelne im Grunde überzeugt ist, einem hohen Ziele nachzustreben, im besondern Fall: der Reinigung unsers akademischen Wesens. Es müßte doch oberste Pflicht jedes ernsten Studenten sein, voran jedes Theologie-Studierenden, dieser balkanischen Haß- und Radaustimmung nach Kräften entgegenzuwirken.

Erschütternd ist, was im „Sächsischen Kirchenblatt" Nr. 2 vom 8. Januar aus Leipzig zu lesen steht. Um Tätlichkeiten handelt es sich ja dort nicht, aber um welch einen Uebergriff! Wenn man dazwischen liest, daß sich eine Besserung unsrer Zustände vorbereitet, so ist das für uns ein geheimnisvoller Lichtblick hinein in viel Finsternis.[5])

Marburg Martin Rade

[5]) Die Leser wollen sich gegenwärtig halten, daß diese Artikel drei Wochen vor ihrem Erscheinen niedergeschrieben sind! Inzwischen kamen zwei vor andern wichtige Beiträge zur Sache heraus: „Warum führt man den Kampf nicht auf der ganzen Linie?" in der Frankfurter Zeitung 122 (15. 2.) von Karl Barth, und ein zuverlässiger Bericht über die neueren Geschehnisse in Halle von Studienrat Dr. Lörcher in Halle in den „Mitteilungen aus dem Bund für evangelische Freiheit" Nr. 1 (zu beziehen von Direktor Albrecht, Halle a. S., Blumenstr. 9, für 25 Pf.).

Bücher und Schriften

Protestantisches Prinzip und proletarische Situation. Von Paul Tillich. Bonn, Friedrich Cohen 1931. 33 S. 1.50 M.

Man weiß im Allgemeinen in kirchlichen Kreisen, wo man leicht bereit ist, den Religiösen Sozialisten Gleichgültigkeit gegen die Kirche vorzuwerfen, wenig davon, wie schwer es oft ist, die Bewegung überhaupt auf der kirchlichen Linie zu halten; d. h. man weiß immer noch nicht, wie tief die Kluft zwischen Protestantismus und Proletariat tatsächlich ist. Tillich beginnt die vorliegende Schrift mit der Feststellung: sie ist so tief, daß die proletarische Situation für den gegenwärtigen Protestantismus praktisch und prinzipiell völlig unzugänglich geworden ist, so daß der Protestantismus dadurch „vor die Frage nach Sinn und Recht seines unbedingten und universalen Anspruchs" gestellt ist. Wer auch nur einigen Einblick in die proletarische Situation hat, weiß, daß er recht hat; die Frage nach der „Absolutheit des Christentums" ist trotz aller theologischen Absolutheitsansprüche und trotz aller scheinbaren Lösungen heute dringender als jemals.

Um die Möglichkeit zu finden, die beiden Größen in ein positives Verhältnis zu setzen, gibt Tillich den gegenwärtigen Protestantismus preis; jenes positive Verhältnis ist nur dann denkbar, wenn der Protestantismus „die Möglichkeit hat, sich von sich selbst loszusagen, ohne sich selbst zu verlieren". Diese Möglichkeit besteht; denn „der Protestantismus hat ein Prinzip, das jenseits jeder seiner Verwirklichungen steht." Dieses Prinzip ist nicht nur der proletarischen Situation theoretisch und praktisch angemessen, sondern es wird vielmehr gerade durch diese bestätigt, woraus dann freilich folgt, daß mit der vorhandenen Verwirklichung dieses Prinzips irgendetwas Entscheidendes nicht in Ordnung sein kann.

Die Bestimmungswidrigkeit der menschlichen Situation, die in der Lehre von der Erbsünde gemeint ist, „bricht als soziales Schicksal auf in der proletarischen Situation". Der Protestantismus spricht den ganzen Menschen an; so ist es möglich, den proletarischen Materialismus als Ausdruck einer Not zu verstehen, die eben Not des ganzen Menschen und nicht nur eine falsche Weltanschauung ist. Die anti-ideologische Einstellung des Proletariats begegnet dem Kampf des Protestantismus gegen alle Ideologie. Die Zukunftshoffnung des Protestantismus könnte die des Marxismus reinigen und vor utopischer Verhärtung und damit vor bitteren Enttäuschungen bewahren, die Dialektik von Prädestination und Verantwortung dem Kampf des Proletariats die Schwere der konkreten Entscheidung und die Sicherheit des rechten Weges geben; und schließlich könnte proletarische Solidarität ihre Verwirklichung finden in dem allgemeinen Priestertum einer evangelischen Gemeinde.

Wenn trotzdem die beiden Mächte nicht zusammenkommen, so liegt das am Protestantismus. Es liegt schon an der Lehre der Kirche, die in der Orthodoxie den protestantischen Wahrheitsbegriff verfälscht und in der Folge dann dem heutigen proletarischen Menschen, der nicht die Bildung hat, ihre Begriffssprache zu verstehen, „selbst dem einfachsten Wortsinn nach unverständlich bleibt". Die Pflege der Innerlichkeit im Pietismus oder der religiösen Persönlichkeit im Liberalismus sind „für die Arbeit im Proletariat völlig unverwendbar". Am schwersten aber wiegt die Verbindung des Protestantismus mit bestimmten soziologischen Gruppen und ihren nationalistischen Ideologien, die jede wirkliche Neutralität der Kirche illusorisch machen und der Kirche den Stempel einer klassengebundenen Organisation aufdrücken.

Das alles ist mit eindringlicher Klarheit herausgestellt und mit einer bewundernswerten Schärfe formuliert.

Welche Folgerungen zieht Tillich aus seinen Einsichten für das Handeln des Einzelnen und der Kirche?

Für den Einzelnen wird jede gesetzliche Form des religiösen Sozialismus abgelehnt. „Aber der einzelne Protestant soll wissen, daß er Protestantismus, Christentum und Religion in Ideologie verwandelt,... wenn er nicht die Tatsache der proletarischen Situation für die Gestaltung des Protestantismus sowie für seine eigene Frömmigkeit entscheidend wichtig werden läßt". Wie macht man das? Offenbar indem man jeden Augenblick alles Gewordene zugunsten einer neuen Verwirklichung des Prinzips preisgibt. Aber wohin weist dieses Prinzip den Einzelnen? Die Frage ist nicht überflüssig, weil es nicht schwer wäre, in ähnlicher Weise wie Tillich hier den Sozialismus behandelt, etwa die nationale Bewegung zu behandeln. Doch auf diese Frage gibt Tillich hier so wenig wie anderswo eine Antwort; der „Einzelne", der nach Kierkegaard überhaupt allein berufen ist, das Christentum zu verwirklichen, interessiert Tillich nicht.

Im Allgemeinen ist freilich nicht der Einzelne angeredet, sondern „der Protestantismus". Da ergeben sich die Forderungen aus dem Ausgeführten von selber, und man wird ihnen nur von ganzem Herzen zustimmen können. Den Forderungen, — aber nicht der Begründung. Und weil die Begründung nicht zureicht, sind die

Forderungen wieder nicht radikal genug, gehen wieder nicht Jeden an, sondern nur eben „den Protestantismus". Mit ihrer Erfüllung wäre die Kirche vielleicht „symbolkräftiger"; aber wäre es damit getan? Wäre eine Kirche, die diese Forderungen erfüllt hätte, wirklich wesentlich näher bei der Ekklesia, die sie sein soll, als die jetzige? Könnte ihr nicht auch dann noch das Entscheidende fehlen? Die Forderungen laufen darauf hinaus, daß die Kirche jeweils in der Lebendigkeit gehalten werden müsse, die der gegenwärtigen Situation gerecht wird. Ist das alles? Soll der Sinn des Lebens, christlich gesehen, in der dauernden Bewegtheit gefunden werden, die man doch sach- und sinngemäß auch von der sozialistischen Bewegung jederzeit fordern kann? Das Problem ist wieder, wie beim Einzelnen, die Konkretisierung des Prinzips. Wenn gesagt wird, daß das den Protestantismus charakterisiere, „daß er immer auch über seiner ... Wirklichkeit stehen kann", so ist damit eben nicht gesagt, was diese Wirklichkeit nun bedeutet; d. h. es fehlt die Erörterung der Bedeutung der gegenwärtigen, bestehenden Kirche. Ist sie nur „Symbol"? Seit der Zeit, wo wir bei Tillich Dogmatik hörten, warten wir auf eine Erörterung des Kirchenbegriffs. Damit aber entschwindet der positive Sinn des Bestehenden als Aufgabe und die Verantwortlichkeit, die es uns auferlegt, so daß bei weniger starken Naturen an Stelle des „Primats der konkreten Situation" ein literatenhaftes Haschen nach Modernität treten wird. Unsere Aufgabe aber ist nicht nur die Verwirklichung eines Prinzips in einer symbolkräftigen Institution, sondern uns, schlechterdings uns Kirchenleuten, ist das „Heil" derer anvertraut, die drinnen sind, und derer, die draußen stehen. So kann man dann freilich den Kampf um die Kirche nicht mehr mit der Ruhe geistesgeschichtlicher Betrachtung führen. Das protestantische Prinzip bedeutet nicht nur Erschütterung und Umwendung, sondern auch Anerkennung des Bestehenden; und es wendet sich nicht nur gegen das Kollektiv „Protestantismus", sondern gegen jeden Einzelnen, indem es uns zugleich wieder von diesem Kollektiv tragen lassen will. Und von der Ungesichertheit des protestantischen Menschen darf man nun einmal nicht reden, ohne zugleich in radikaler Schärfe vom Gesetz zu reden und sich ihm zu beugen. Ernst Bizer

Sexualpädagogik. Von Ernst von Düring. Zürich, Rotapfel-Verlag 1931. 409 S. 6.80, geb. 8.40. M.

Unsere Leser können nicht dringlich genug aufgefordert werden, diese aus Vorlesungen erwachsenen Erörterungen des langjährigen Vorkämpfers gegen die Reglementierung der Prostitution über die wichtigsten Fragen der Sexualpädagogik zur Hand zu nehmen. Der Verfasser, der aus voller Beherrschung des weitschichtigen Gebiets, aus langjähriger praktischer Erfahrung zunächst in Kleinasien, dann in Nord- und Süddeutschland als Arzt, noch mehr aber als Erzieher schreibt, verbindet in seltener Weise Sachlichkeit mit warmem, menschlich-sittlichem Verantwortungsgefühl. Er vergißt nie, daß das Urteil über die brennenden Fragen bedingt ist durch die ganze Weltanschauung — auch die katholische Gebundenheit wie die biblizistische behandelt er achtungsvoll —; aber er ordnet am Ende alles der Erhaltung der Volksgesundheit unter. Besonders Seelsorgern und Erziehern sei die Behandlung der biologischen Fragen empfohlen. Wer über unehelichen Geschlechtsverkehr, freie Liebe, Verhältnis ein begründetes Urteil gewinnen, wer volle Klarheit über die Geschlechtsliebe und die Ehe, über die Fragen der Reform des Ehescheidungsrechts sucht, für den Kampf gegen Prostitution, widernatürliche Geschlechtsbefriedigung, verfrühte und verkehrte Aufklärung, Geschlechtskrankheiten sich mit Tatsachenkenntnis, nicht bloß Gefühlsurteilen ausrüsten will, der findet hier die soliden Unterlagen gewissenhafter Mitarbeit. Die letzten Abschnitte über Bevölkerungsstatistik, Geburtenregelung, Eugenik, Eheberatung erheben schließlich in die Höhe einer Volkserziehung, der die Erhaltung der Heiligkeit des Lebens die wichtigste Volksgesundheitsfrage ist. Durch das Ganze weht uns ein echt christlicher und doch weitherziger, Verständnis für kämpfendes Leben suchender Geist entgegen. Otto Baumgarten

Von der Weltabrüstungskonferenz

(Vgl. Sp. 185 f.)

Die Berichterstattung über die Konferenz wird heute von der Weltpresse erstaunlich rasch und gut besorgt. Die Tatsachen werden der ganzen Welt im Nu bekannt und auch Kommentar und Urteil fehlen nicht. Diese aber werden von der Tagespresse fast ausschließlich von nationalen und politischen Gesichtspunkten aus gegeben. Es kann sich daher für die Christliche Welt in diesen laufenden Berichten aus der Pressekommission, die die sieben christlichen Weltorganisationen in Genf zur Beobachtung der Konferenz gebildet haben, nur noch darum handeln, die Konferenzarbeit von einem Standort aus zu beurteilen, wo versucht wird, sich Klarheit zu verschaffen über die mögliche Stellungnahme eines christlichen Gewissens, oder von wo wenigstens auf die Punkte hingewiesen wird, an denen die Kirchen ein besonderes Interesse haben.

Die Konferenz hat in einer Atmosphäre von tiefem Pessimismus begonnen. Diese war nicht nur in den Delegationen fühlbar, sondern auch in den christlichen Weltkomitees in Genf. Sie konnten zuerst nicht glauben, daß ein Fortschritt in der Abrüstung der Welt möglich sei, wenn zum voraus so starke nationalistische Interessen, Intrigen und Manöver hineinspielten.

Die sieben großen Reden, die von den Vertretern Frankreichs (Tardieu), Englands (Simon), Deutschlands (Brüning), Amerikas (Gibson), Italiens (Grandi). Polens (Zaleski) und Rußlands (Litwinow) gehalten wurden, haben nun zum Teil die Konferenz doch auf eine Basis gestellt, auf der eine ernsthafte Arbeit beginnen kann. Man kennt ihren Inhalt aus der Tagespresse. Hier soll daher nur gefragt werden, was für geistige Mächte kamen in diesen Reden zum Wort?

Die stärkste Macht ist offenbar noch die Furcht. Die klassische Formel dieser Furcht vor einander ist die Forderung der Sicherheit. Sie ist die unerschütterliche These der Franzosen und der Staaten in ihrem Gefolge. Von diesem realpolitischen Standpunkt aus ist die Forderung der Sicherheit ohne weiteres verständlich und berechtigt. In der bisherigen Welt konnte man ganz sicher mit bloßem Vertrauen keine Politik machen. Die Frage am Wendepunkt der Geschichte, den diese Konferenz bedeuten kann, kann daher nur heißen: Soll diese Sicherheit bestehen in Rüstungen oder in Garantie-Verträgen? Kann sie auf sich selber beruhen, oder muß sie von einem Machtfaktor beschützt werden, z. B. von einer internationalen Armee, wie Frankreich vorschlägt? Die Forderung der Sicherheit treibt daher mit moralischer Konsequenz die Forderung von Schutzverträgen hervor und steuert damit geraden Wegs los auf das Ziel der Ueberwindung der Furcht durch Recht und Vertrag.

Wo das Recht angerufen wird, muß Gleichheit des Rechts walten. Dieser sittliche Gedanke war die eigentliche geistige Macht in der hervorragenden Rede des deutschen Reichskanzlers. Der starke Eindruck, den sie machte, zeigt überraschend, wie auch eine solche Konferenz, die aus lauter nationalistischen Interessen und listigen Manövern gewirkt schien, doch immer wieder der Macht einer sittlichen Persönlichkeit und dem Einfluß höherer geistiger Kraft zugänglich ist. Hier wurde an der Konferenz auch zum erstenmal die christliche Gesinnung sichtbar, die die beste Grundlage für die Idee des Rechtes und der Gerechtigkeit auch zwischen den Völkern ist.

Als eine höhere sittliche Regung darf auch gewertet werden, daß an der Konferenz die Ehrfurcht vor dem Leben, und damit der Abscheu vor dem sinnlosen Morden, auch der zivilen Bevölkerung, laut werde. Die Forderung von Lord Robert Cecil, die Kriegsrüstung auf Verteidigungswaffen zu beschränken, und jenen fürchterlichen Angriffswaffen, den Fliegerbomben, dem Gaskrieg, den Tankungeheuern und den Unterseebooten zu entsagen, ist an der Konferenz selbst bisher so weithin wiederholt worden, daß hier ein wirklicher Fortschritt im Abrüstungswillen der Staaten sichtbar zu werden beginnt.

Damit wurde auch der Weg frei für die Forderung des Opfers, die heute aus einer individuellen zu einer nationalen wird und namentlich den Staaten zugemutet wird, die in Geld und Macht schwimmen. Ohne Opfer geht es also auch in der Herstellung einer internationalen Gemeinschaft nicht ab. Ganz deutlich wird damit das Emporsteigen eines neuen Gemeinschaftsgedankens sichtbar. Der Völkerbund ist noch keine Gemeinschaft, sondern eine Gesellschaft nationalistisch gestimmter Staaten. Er will aber eine wirkliche Völkergemeinschaft werden, begründet nicht nur auf Gewaltsverträgen, sondern auf den sittlichen Ideen des Rechtes, der Gemeinschaft, der Gerechtigkeit gegen alle. Daß ausgerechnet Katholiken, wie Brüning, Graf Apponyi, Motka, kein Hehl daraus machen, daß diese Forderungen für sie nur als ein Ausfluß göttlicher Ordnung denkbar sind, liegt durchaus in der Linie des katholischen Naturrechtes.

Allen diesen großen Reden gegenüber erhebt sich aber die Frage: Ist es Ernst? Was ist in all diesen Reden wirkende Kraft, was ist künstlicher Nebel, was ist Phrase? Mehrere der großen Reden schienen nicht frei davon. Daß es jetzt ernst gilt, brachte der belgische Sozialist Vandervelde im Namen der internationalen Arbeiterbewegung eindringlich zur Geltung, als er in den Saal hineinrief: „Wir kommen nicht her mit guten Wünschen oder Hoffnungen, sondern wir fordern!"

Wir fordern! Hier grollt eine gewaltige Stimme. Es ist die der Völker, der Arbeiter.

Daß an dieser denkwürdigen Versammlung auch die Stimmen der Frauen und der christlichen Weltorganisationen gehört werden durften, ist doch wie ein Symbol eines höchst bedeutsamen Augenblickes. In der Stimme der Frauen sprach jene Ehrfurcht vor dem Leben, das gerade sie doch der Welt geben, durch den Mund von Miß Dingman in unvergeßlicher Weise. Für die Abrüstungskommission der sieben christlichen Weltorganisationen in Genf sprach ihr Sekretär, Dr. Joachim Müller. Diese Ansprache war Bekenntnis und Forderung zugleich. Bekenntnis zu einem Frieden, der aus der Gerechtigkeit hervorgeht, Hinweis auf die

Friedensarbeit, die die christlichen Weltorganisationen leisten, und die Forderung: „Heute, wo Ihr Seine Stimme hört, so verstocket Eure Herzen nicht!".

Genf Adolf Keller

Vom Tage

1. Entschließung der Hallischen Theologenschaft in der Vollversammlung am 22. Januar 1932

1

Die Hallische Theologenschaft, die in der gemeinsamen Kampffront mit der Deutschen Studentenschaft Halle steht, lehnt Herrn D. Dehn auf das Entschiedenste ab, da er durch seine Schrift „Kirche und Völkerversöhnung" die Kluft zwischen sich und den Studenten so vergrößert hat, daß es ein Herüber und Hinüber nicht mehr gibt. Wir sind in unsern vaterländischen Gefühlen und Idealen erneut von D. Dehn angegriffen und beleidigt worden, sodaß wir aufs Schärfste derartige von Dehn getane Ausführungen und Beleidigungen zurückweisen.

Mit der Berufung D. Dehns und durch seine persönliche Haltung der Dozenten- und Studentenschaft gegenüber ist der Friede unserer alma mater zerstört und das wissenschaftliche Arbeiten auf das Schwerste geschädigt worden. Wir Theologen der Lutheruniversität Halle-Wittenberg fordern daher die Abberufung D. Dehns von dem Posten eines Hochschullehrers und legen ihm nahe, um des Friedens der Universität willen, das Amt eines Hochschullehrers niederzulegen.

Wir Studenten der Theologie werden im kommenden Sommer-Semester die Universität Halle meiden, wenn D. Dehn seine Lehrtätigkeit im Sommer-Semester weiter ausübt.

2. Erklärung von 27 Theologie-Studierenden, dem Kultusminister, dem Rektor und Senat der Universität, und der Theologischen Fakultät überreicht.

„Wir erklären hiermit, daß wir als Hörer der Vorlesungen oder des Seminars des Herrn Professor Dehn außerordentlich starke theologische Anregungen von ihm empfangen haben. Wir haben den Eindruck, daß er in seiner wissenschaftlichen Arbeit und akademischen Lehrtätigkeit nichts anderes zum Ausdruck bringen will als das zentrale Anliegen der Bibel. Diesen Eindruck haben wir aus den Vorlesungen und der persönlichen Fühlungnahme mit Herrn Professor D. Dehn in starkem Maße gewonnen. Wir halten daher sein Wirken als theologischer Lehrer für die hiesige Fakultät und für unser Studium für sehr fruchtbar."

Folgen die Unterschriften. Dazu wird uns geschrieben:

„Bemerken möchten wir noch, daß eine Reihe anderer Hörer, die sachlich durchaus hinter dieser Erklärung stehen, mit Rücksicht auf die außerordentlich gespannte Situation ihre namentliche Unterschrift trotz mündlicher Zustimmung versagt haben."

An Herrn D. Eger in Halle

Herr D. Eger erklärt in Nr. 3 der Preußischen Kirchenzeitung: er sei bereit, sich mit mir auseinanderzusetzen, wenn ich „in angemessener Form" vorbringe, was ich an seinem Artikel in derselben Kirchenzeitung zu beanstanden habe.

Mein Ton hat ihm nicht gefallen. Mir auch nicht. Aber ich fand keinen andern. Ich mußte deutlich sein.

Ich wiederhole das Sachliche: 1. habe ich D. Eger unkollegiales Verhalten vorgeworfen gegen einen collega rite vocatus.*) 2. hat er zwar festgestellt, daß es den Studierenden an Vertrauen zu D. Dehn fehle, aber nichts getan, um das Verständnis für ihn als Theologen herzustellen, wozu er als Mann der Wissenschaft verpflichtet gewesen wäre. Er hat sein Mögliches getan, um dieses Vertrauen vollends zu untergraben, und damit den Studierenden den schlechtesten Dienst getan, den er ihnen in dieser Lage tun konnte.

Gern hätte ich eine Berichtigung zu dem, was ich in meinem letzten Absatz von dem Flugblatt berichtet habe. Mit Freuden würde ich die gebracht haben. Es ist mir auch sonst von keiner Seite irgend ein Wort der Berichtigung zu meinen Mitteilungen zugegangen. Ich darf annehmen, daß alles so ist, wie ich es sah. Darum kann ich auch nichts ändern oder zurücknehmen.

Marburg Martin Rade

*) einen rechtmäßig berufenen Kollegen. DH

Chronik

Der Preußische Kirchensenat hat die Verlegung des Volkstrauertages von Sonntag Reminiscere auf den Totensonntag abgelehnt.

Die deutschen evangelischen Kirchen haben Verhandlungen mit den staatlichen Stellen eingeleitet, um durch rechtliche Handhaben einen Mißbrauch des Namens „Evangelisch" für private Unternehmungen (wie die „Evangelische Zentralbank") zu verhindern.

Nach Verordnung des preußischen Innenministers dürfen Konzessionen für neu zu errichtende Schankwirtschaften bis zum 1. Oktober 1934 grundsätzlich nicht erteilt werden; Ausnahmen nur mit Genehmigung des Regierungspräsidenten.

Ein Wunsch der Universität Halle an den Kultusminister, im kommenden Semester eine zweite Professur für praktische Theologie in Halle zu errichten, wurde ebenso wie ein weiterer Wunsch auf Erteilung eines bloßen Lehrauftrags für praktische Theologie vom Kultusminister abschlägig beschieden. Derartige Forderungen könnten nicht geprüft werden, so lange die Lehrtätigkeit Dehns das Objekt politischer Angriffe sei. VZ 66

Kirchenaustritte in Thüringen 1928: 10784, 1929: 7586, 1930: 28527.

Im Bayerischen Landtag beantragte die sozialdemokratische unter Zustimmung der deutschnationalen Partei die Senkung der „freiwilligen" (nach Erklärung des Ministers aber gemäß der neuesten staatskirchenrechtlichen Literatur pflichtmäßigen) Leistungen des Staats für die Kirchen. AELKZ 35

„Von Luther zu Ludendorff" — wobei der General und seine Frau wie eine Person betrachtet werden — betitelt sich eine Artikelreihe in der Zeitschrift „Das Neue Reich", beginnend in Nr. 19. „Wer sich der Logik Roms nicht beugen will, muß sich ... der Ludendorffs unterwerfen." Entweder völkisch oder römisch.

Entgegen dem Antrag der Unitätsdirektion, das Theologische Seminar in Herrnhut zu schließen (CW 1932 Sp. 143), hat die Synode der Brüdergemeinde beschlossen, es weiterzuführen und nur durch Verbindung des Lehrkörpers mit dem der Missions- und Bibelschule bei diesen Lehrkräfte zu sparen.

Nach einer Entscheidung des österreichischen Verwaltungsgerichtshofes ist auch die Konfessionslosigkeit rechtlich als Glaubensbekenntnis anzusehen; Dissidentenkinder, die nach dem Gesetz dem Religionsbekenntnis der Eltern folgen müssen, dürfen daher den christlichen Religionsunterricht in den Schulen nicht mehr besuchen.

In der Tschechoslowakei gibt es 150000 Orthodoxe, davon 112000 in Karpatho-Rußland, zu deren erstem eigenen orthodoxen Bischof Dr. Damaskin in Greanitschka gewählt wurde.

An den drei holländischen Reichsuniversitäten studieren 359 Theologen, davon allein in Utrecht 209, an den Fakultäten der Gereformeerden Kerken in Amsterdam und Kampen noch etwas mehr, sodaß diese Kirche schon vor einem Ueberangebot von Kräften steht.

Im Oolgardthuis in Arnheim hat eine Zusammenkunft von Abgesandten des liberalen christlichen Studentenbundes und der Union von römisch-katholischen Vereinen in den Niederlanden zur Aussprache über die verschiedenen Anschauungen stattgefunden.

Die von Professor Dr. de Hartog in Amsterdam herausgegebene apologetische Zeitschrift De Toortsdrager hat ihr Erscheinen aus Mangel an Mitarbeitern eingestellt.

Der größte Teil der aus Spanien abgewanderten Jesuiten hat sich nach Holland gewandt und im Retraitehaus Aalbeck bei Valkenburg ein vorläufiges Unterkommen gefunden. DEK 6

Der Vatikan hat beim spanischen Justizminister in zwei Noten gegen die Auflösung des Jesuitenordens protestiert.

Im polnischen Staatshaushalt sind die staatlichen Zuschüsse für die evangelische Kirche um 49, die für die katholische Kirche nur um 5% herabgesetzt worden. Pz

Die unierte evangelische Kirche in dem polnisch gewordenen Teil Oberschlesiens gibt ein neues evangelisches Gesangbuch in polnischer Sprache heraus. DEK 6

Am 7. Januar wurden zum ersten Mal im polnischen Rundfunk religiöse Darbietungen einer nicht römischen, der orthodoxen Konfession, auf alle polnischen Sender übertragen.

Dem Bischof Faron der polnischen Nationalkirche, der sich von der amerikanischen Leitung selbständig gemacht hat, um durch ein Bündnis mit der reformierten Kirche in Wilna schneller die staatliche Anerkennung zu erlangen, ist nur ein kleiner Teil der Gemeinden gefolgt. Der amerikanische Bischof Hodur hat als seinen Bevollmächtigten Pfarrer Padewski nach Krakau entsandt, der mit dem 1. Februar eine neue Zeitschrift „Posannictwo" herausgegeben.

Die Arbeitsgemeinschaft der Deutschen aus Rußland und Polen gibt seit Anfang dieses Jahres ihre Monatsschrift „Deutsche Post aus dem Osten" wieder heraus, deren Erscheinen wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten vorübergehend eingestellt wurde.

In Wilna erscheint neuerdings eine orthodoxe Zeitschrift in weißrussischer Sprache, die „Stimme des orthodoxen Weißrussen".

Der finnische Reichstag beschloß die Aufhebung der Prohibition. Die Regierung unterbreitete dem Landtag einen Gesetzentwurf, durch den Herstellung und Einfuhr der alkoholischen Getränke einer Aktiengesellschaft anvertraut wird, deren Aktionäre höchstens 7% Dividende erhalten, während von dem übrigen Gewinn 30% zur Förderung der Nüchternheit, 20% für die Volkserziehung in den Gemeinden, 50% für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Staates verwendet werden. Der Kleinverkauf unterliegt wesentlichen Beschränkungen; für den Verkauf von alkoholischen Getränken außer Bier muß ein Erlaubnisschein von der Polizei ausgestellt werden. Junge Leute unter 21 Jahren, Soldaten und Unteroffiziere, die nicht dazu von ihren Vorgesetzten ermächtigt sind, dürfen keine alkoholischen Getränke erhalten.

Die 40—50 000 estnischen Evangelischen in Ingermanland haben nur noch einen einzigen Seelsorger, die anderen sind verhaftet und verbannt. Pz

Den Pfarrern und Professoren der evangelischen Kirche in Rumänien bleibt nach den vom Staat vorgenommenen Abzügen (mehr als das Doppelte wie bei den Staatsbeamten) nur noch etwa 15% ihrer staatlichen Besoldung. Schw Ref Zt 6

In den Moscheen von Stambul wird mit Billigung Mustafa Kemals die Koranlesung in türkischer statt arabischer Sprache vollzogen.

Das Gebet bei der Eröffnung des amerikanischen Kongresses hat bei Beginn der jetzigen Session zum ersten Mal ein katholischer Priester gesprochen. Das Neue Reich 18

Die sozialdemokratische Partei Hollands beschloß, den Tagungsraum der Parteitage alkoholfrei zu halten; die Programme der Parteiabteilungen dürfen keine Alkoholanzeigen enthalten.

Von den 150 Abgeordneten des kürzlich gewählten Norwegischen Reichstages sind 50 abstinent.

Von Personen. Berufen: Privatdozent Lic. Dr. Stählin in Leipzig an die Theologenschule der Lutheraner Indiens, Madras. Promoviert: Superintendent Gottfried Pfannschmidt, Treptow a. d. Tollense, zum D. von Greifswald. Gestorben: Generalsuperintendent a. D. D. Wilhelm Haupt, Breslau; Richter Dr. Hermann Popert, Hamburg, der Verfasser des „Helmut Harringa"; Professor Dr. Josef Freisen in Würzburg. E St

Volkslied

Nun liegst du bleich und stumm vor mir:
Ich habe dich erschlagen.
Du schlugst nach mir, ich schlug nach dir,
Wir können beide nichts dafür.
Ein Grab will ich dir graben.

Will dein Gewehr und mein Gewehr
Zu einem Kreuze binden.
Das meinige, es taugt nichts mehr,
Viel Tote liegen ja umher,
Ich werd' ein andres finden.

Den Ring hier schick ich nach Brabant:
Werd's deinem Weibe sagen,
Daß ich ihn nahm von deiner Hand
Und dich begrub am Wegerand,
Sie soll so viel nicht klagen.

Das Morgenlicht bricht nun herein,
Nur noch ein einzig Sternlein irrt,
Ich muß jetzt in den Kampf hinein.
Gräbt wohl auch mich der Gleiche ein,
Der mich erschlagen wird?

Als ein Nachträgliches zum Volkstrauertag geben wir dies Volkslied wieder, das wohl auch in unsern Kreisen unbekannt ist. Ein Anstreicher aus München soll es gedichtet haben, der im Kriege geblieben ist. Wir entnehmen es dem „Neuen Reich" vom 9. Jänner d. J. Verlagsanstalt Tyrolia, Wien.

Verschiedenes

Die Quäker zur internationalen Lage. Als Vertreter der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) haben Hans Albrecht (Hamburg) und Andere am 28. Januar dem Reichskanzler Brüning eine Erklärung überreicht, die von einer internationalen Quäker-Konferenz in Paris Ende November beschlossen worden war. Sie fordern Streichung der Reparationen und der Kriegsschulden, allgemeine Abrüstung und Zollfreiheit. Als Hauptproblem unserer Zeit bezeichnen sie die rückhaltlose Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich.

Ein Treffen deutscher und französischer Jugend wird am 21. bis 27. März 1932 in Mainz auf der Zitadelle (Institut für Völkerpädagogik) vom Sohlbergkreis veranstaltet als Fortführung der Jugendaussprachen auf dem Sohlberg (Schwarzwald) 1930 und in Rethel (Ardennen) 1931, unter Mitarbeit deutscher und französischer Jugend- und Studentenorganisationen aller Richtungen. Der Darstellung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lage im allgemeinen sollen je drei deutsche und drei französische Vorträge dienen. Von deutscher Seite sind vorgesehen: Deutsche Jugend in der Wirtschaftsnot, Politik der jungen Nation, Geist der Gegenwart. Der Betrachtung von Sondergebieten werden sich kleinere Arbeitsgemeinschaften widmen (z. B. Literatur, Kunst, Religion, Wissenschaft, Frauenbestrebungen, Kolonialfragen, Rußland). Eine Ausstellung „Bilder der Zeit: deutsches Land und deutsche Jugend in Malerei und Graphik" und „Neues für den Westen" (eine Schau noch nicht übersetzter deutscher Bücher der Nachkriegszeit) werden einer Ausstellung zeitgenössischen französischen Schrifttums und Kunstschaffens zum Vergleich stehen. Klassischer und moderner Musik werden besondere Stunden vorbehalten sein; im Zusammenhang mit einer religiösen Feier unter Leitung Pipers ist am Karfreitag ein Bachkonzert geplant. Unterkunft in den Studentenherbergen der Zitadelle. Tageskosten 3.50 M. Anmeldungen an Otto Abetz, Karlsruhe, Belfortstraße 1. Ueber die vom Sohlbergkreis veranstalteten Begegnungen und Aussprachen deutscher und französischer Jugend aller Richtungen berichtet die Zeitschrift „Sohlbergkreis" (4 Hefte im Abonnement 3 M.).

Theologische Vorlesungen in Kiel Sommer 1932: Mandel Ethik 4 st.; metaphysisch-relig. Hauptsystem Indiens 1 st.; Seminar (altprot. Dogmatik). Caspari Genesis 3 st.; Jeremia 3 st.; Proseminar; Seminar (Volkstum und Gemeinde seit dem Exil); Herolde deutscher Religion 1 st. Mulert Glaubenslehre II 4 st.; Unsterblichkeitsglaube 1 st.; Seminar (Herrmanns Ethik). Windisch 1. Kor. 4 st.; Apost. Zeitalter 2 st.; Proseminar; Seminar (Jesus in Jerusalem). Kurt Schmidt Ueberblick über die Kirchengesch. 4 st.; Besprechung kirchengesch. Fragen 2 st.; Seminar (Mönchtum). Aner Luther 2 st.; Europ. Geistes- und Kirchengesch. im Zeitalter des Gr. Kurfürsten 2 st.; Geschichtsphilosophie 2 st.; Proseminar; kirchl.-kunstgesch. Arbeitsgemeinschaft B. Lück Seelsorge und Innere Mission 3 st.; homilet. Seminar; katech. Seminar. Schütz Einl. ins NT 4 st.; Offenbarung Joh. 2 st. Voß Gesch. d. christl. Gottesdienstes 2 st.; Meister evang. Kirchenmusik 1 st.; homilet. Sem. Schultz Religionsphilosophie des deutschen Idealismus 2 st. Freytag Missionarische Auseinandersetzung mit nichtchristl. Religionen 2 st.; missionswiss. Uebg. 2 st. Klappstein Hebr. Sprachlehre für Anfänger, 1. u. 2. Kurs.

Zur Oeffentlichkeit kirchlicher Tagungen. Ich möchte unserm Synodalvorstand, der sich, trotz dahinweisender Beschlüsse der Synode, aus Furcht vor radaulustigen Elementen nicht aus engem Raum in einen größeren, bequemeren, anderen Raum wagt, Mut machen, daß er endlich in diesem Jahre kühn die Oeffentlichkeit aufsucht, dort, wo sie auch wirklich hergestellt werden kann. Aus drei Bezirken stark freidenkerischen Gepräges, wo jahraus jahrein die Synode völlig unbehelligt in großen Gasthofsälen tagt, habe ich schon die allerbesten Nachrichten. Die Herren Amtsbrüder, die mir bzw. der genannten Synode mit ihren Erfahrungen dienen wollen, wollen es zugleich verstehen, daß ich aus schuldiger Rücksichtnahme namenlos bleibe — sonst liegt mir das Anonyme wirklich nicht, und ich finde es sonst verächtlich, — und sie bitte, ihre Beobachtungen hinsichtlich a) Versammlungsraum, b) „ob Störungen vorgekommen oder nicht" an die Schriftleitung der Christlichen Welt unter „Mach mir Mut" zu senden. Wen es außerdem drängt, ein paar Worte darüber zu sagen, daß Furcht Sünde ist, sei im voraus gleichfalls herzlichst bedankt.

Pfarrer Namenlos in Möchtegern bei Darfnicht,
Kreis Faßdireinherz

Zum Goethejubiläum. Besonders reizvoll ist das Goethe-(Februar-März)-Heft der Zeitschrift Jugendrotkreuz (wie immer reich illustriert, dieses Doppelheft kostet 40 Pf., der ganze Jahrgang 1.90 M., in Partien billiger; Verlag: Wien 1, Stubenring 1).

Der Schluß von Aners Aufsatzreihe „Goethes religiöses Vermächtnis" (vgl. Nr. 1—4) folgt in nächster Nummer.

Versammlungskalender

24. April bis 5. Mai Laienschulungslehrgang Apol. Zentrale Spandau
16.—20. Mai Bodenreformertag Danzig
17.—19. Mai Evang. soz. Kongreß Karlsruhe
12.—18. August Weltbund für freies Christentum St. Gallen
18. September Gustav-Adolf-Verein Leipzig
25.—28. September Ostasienmission Wiesbaden

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Freunde evang. Freiheit in Stade

Der Vortrag von Sozialpfarrer Dr. Cordes über „Christentum und Marxismus" findet **Dienstag, den 8. März,** 20¼ Uhr in der Aula des Oberlyzeums statt.

Diätkurse

Im **Haus der Christl. Welt in Friedrichroda** finden vom 15. April an sechswöchentliche Diätkurse statt. Der Unterricht in der Praxis wird unterstützt durch theoretische Einführung. Pension 150 M. Lehrgeld 25 M. Anfragen an die Heimleiterin **Frau Blume, Schreibersweg 6**

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 12. März

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlage **D. Gundert** und **Calwer Vereinsbuchhandlung** in **Stuttgart** bei. Um frdl. Beachtung wird gebeten

Jedem Abiturienten

sollte man das wertvolle Buch von Hermann Binder*) schenken. — Es ist kein Buch üblicher „Beratung", sondern eines wirklichen Rates in der tief menschlichen Bedeutung dieses Wortes. (Hann. Kurier) — Wer seinem Sohn in dieser wirren Zeit einen zuverlässigen Führer geben will, der gehe zu Hermann Binder. (Dr. Hofstaetter in Reclams Universum) — Man meint oft, wenn ein Vergleich erlaubt ist, Matthias zur heutigen Zeit sprechen zu hören. Ein Buch, das gerade jetzt warme Empfehlung und um seines zu Kritik nnd Vorwärtskommen anregenden Gehalts willen weite Verbreitung verdient, und gerade auch vielen Eltern wertvolle Hilfe sein kann. (Ministerialdirektor Kaestner im Preuß. Zentralblatt für die ges. Unterrichtsverwaltung).

*) **Hermann Binder**

Der deutsche Abiturient

In Leinen M 4.80

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

Soeben erschien:

D. Nathan Söderblom

Ein Lebensbild von Pfarrer Olle Nystedt

Aus dem Schwedischen übersetzt. Mit vielen bisher unbekannten Bildern aus dem Leben des Erzbischofs. M. 3.50, gebunden M. 4.60

Das Lebensbild erlebte in Schweden in wenigen Wochen eine Auflage von 21 Tausend Exemplaren. Bei der großen Bedeutung, die D. Söderblom auch gerade in Deutschland hatte, sollte das Buch auch bei uns einen großen Leserkreis finden.

MARTIN WARNECK / BERLIN W 9

Schönwald, Bad. Schwarzwald

1000 m ü. d. M.

Kurhaus Viktoria (Besitzer: Stuttgarter Jugendverein)

Das ideale Heim f. Wintersport u. Winterkuren. Gute Unterkunft bei bester Verpflegung. Fließ. Wasser. Zentralheizung. Bäder. Behagl. Räume. Alkoholfreier Jahresbetrieb. Pension von M 4.50 an bei 4 Mahlzeiten inkl. Bedienung. Verlangen Sie Prospekte.

Wissenschaftliche Vortragsvereinigung Stade

Mittwoch, den 2. März, abends 20 Uhr, im Hotel Birnbaum in Stade Vortrag von Professor D. Dr. Wilhelm Stählin, Münster i. W. über **„Menschenführung als Aufgabe der Kirche".**

An der

St. Annen-Kirche im Hammerbrook

(Arbeiterstadtteil, 31 000 Seelen, 3 Pastoren) ist eine

Pfarrstelle

baldmöglichst mit einem Herrn, der nicht über 35 Jahre alt ist, zu besetzen.

Bewerbungen mit Zeugnisabschriften, ausführlicher Schilderung der bisherigen Tätigkeit und Gesundheitsattest sind bis zum **10. März 1932** zu richten an den **Kirchenvorstand zu St. Annen,** z. Hd. von Pastor Hintze, **Hamburg 15,** Norderquaistraße 27.

Akad. gebildete Frau

(Regierungsratswitwe), selber Dr. phil., nimmt zu drei eigenen Kindern im Alter von 4—10 Jahren ein Kind gleichen Alters in volle Pension, nach Wunsch Beaufsichtigung der Schulaufgaben. Liebevolle Aufnahme, gute Pflege gesichert. Anfragen unt. **R. D. 5** an den Verlag der Christl. Welt erb.

Goethe-Gedenkjahr!

WILHELM FLIEDNER

Goethe und Christentum

Die Religion und Ethik Goethes und der Hauptvertreter des Christentums

Statt M. 4.— jetzt M. 3.60

Es tut wohl, solche Worte in einer Zeit zu vernehmen, in der man geradezu von einem protestantischen Kreuzzug gegen den deutschen Idealismus reden kann. Unsere Freunde werden an diesem Büchlein, das einen großen Gedankenreichtum in knapper Form und klarer Darstellung bietet, gewiß ihre Freude haben. Christliche Freiheit

Das vorliegende Werk vereinigt Vorzüge, die nicht jede Bearbeitung unserer Frage auszeichnen: Es ist billig und gründlich. Der Verfasser urteilt vorsichtig, aber ohne zu verschleiern und zieht ohne jede Ausfälligkeit nach der einen oder der anderen Seite klar die Scheidelinien. Ev. Gemeindeblatt für München

Wir haben über die vorliegende Frage schon viel Schriften gelesen, aber keine hat uns so voll und ganz befriedigt wie diese. Der Bund, Bern

ERNST VINCENT

Leidenschaft und Klarheit

Frauen im Leben Goethes. Mit einem Goethebildnis von Lips aus dem Jahre 1791

Statt M. 4.— jetzt M. 3.—

Ersetzt manchen dicken Wälzer, der über Goethe geschrieben worden ist. — Werk und Erlebnis werden als Einheit geschaut, Einzel- und Weltschicksal miteinander verflochten und die große, Himmel und Erde umspannende Persönlichkeit Goethes ersteht in künstlerischer Gestaltung als Sinnbild deutschen Wesens. Die schöne Literatur

In dieser kleinen, aber wertvollen Studie, dichterisch erfühlt und prächtig stilisiert, wird uns der Mensch und Künstler nahegebracht wie selten in einer Arbeit über Goethe. Deutsche Kultur in der Welt

BRUNO NOACK

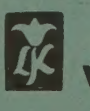
Große Meister Band I: Goethe

Ganzleinen statt M. 5.— jetzt M. 4.—

Halbleder statt M. 15— jetzt M. 12.—

Wer Noacks Goethe-Auswahl unbefangen auf sich wirken läßt — auch ein „Andachtsbuch"! —, wird reichen Gewinnes froh werden. Die als Einleitung gedachte kurze Lebensskizze zeichnet sich durch klaren Blick für das Lebendig-Wesentliche aus. — Eckart-Ratgeber

Schon äußerlich, durch Einband, Format und Druck, ein sehr sympathisches Buch! So recht ein Werk, von dem man sich gleich sagt: das legst du dir auf deinen Schreibtisch, um immer wieder einmal in einer freien Stunde darin zu lesen. Weserzeitung, Bremen

Leopold Klotz  **Verlag, Gotha**

Das erste deutsche Buch über die Oxford-Bewegung

Unter Gottes Führung

Zeugnisse religiöser Erneuerung moderner Menschen

Herausgegeben von Justus Ferd. Laun

Mk 2.60, in Leinen 4.—

Hier wird einmal fern aller theologischen, sozialen, politischen und sonstigen Problematik die Hauptsache gezeigt, ja, wie mit Hammerschlägen ins Gewissen des Lesers hineingetrieben. Darum empfehle ich dringend, sich mit diesen Zeugnissen ganz ehrlich auseinanderzusetzen. Hochweg

Was in diesem Buch erzählt wird, ist Wahrheit, ist Leben, nicht Lehre! Es ist Pfingstgeist, doch fern aller Schwärmerei; denn nicht Menschen reden in Zungen, sondern Gott redet in der Zunge, in der Sprache, die der Mensch von heute versteht.

Tägl. Rundschau, Berlin

Wenn ein Buch den Anspruch erhebt, umgestaltend zu wirken, so dürfen es diese Zeugnisse moderner Menschen. Die Jugendhilfe

Es sind starke Tatsachen einer wirklichen Erweckung, von denen dieses Buch zeugt. Trotz anfänglicher innerer Widerstände fühlt man sich am Schluß doch sehr ernst und sehr persönlich angeredet. Man greife zu und lese, was Gott an Menschen heute tun kann.

Mut und Kraft

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

So schön und so billig

sind die neuen Original-Ausgaben des Verlages Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart der unsterblichen Kindergeschichten von

Johanna Spyri,

daß sie in keiner Kinderstube fehlen sollten. Beste Ausstattung. Dauerhaft in Leinen gebunden. Jeder Band mit zahlreichen Abbildungen erster Künstler.

Heidis Lehr- und Wanderjahre. Mit 38 Bildern im Text und einem farbigen Titelbild von Paul Hey. 387. Tsd. In Leinen M 2.40

Heidi kann brauchen, was es gelernt hat. Mit 38 Bildern im Text und einem farbigen Titelbild von Paul Hey. 303. Tausend In Leinen M 2.40

Heidi. Beide Bücher in einem Bande. Mit 76 Bildern im Text und 2 farbigen Titelbildern von Paul Hey ..... In Leinen M 3.85

Wo Gritlis Kinder hingekommen sind. Mit 41 Bildern im Text und einem farbigen Titelbild von Ludwig Barth. 123. Tausend. In Leinen M 2.40

Gritlis Kinder kommen weiter. Mit 38 Bildern im Text und einem farbigen Titelbild von Ludwig Barth. 101. Tsd. In Leinen M 2.40

Gritlis Kinder. Beide Bücher in einem Bande. Mit 79 Bildern im Text und 2 farbig. Titelbildern von Ludwig Barth. In Leinen M 3.85

Keines zu klein, Helfer zu sein. Drei Geschichten. Mit 8 Bildern im Text und einem farbigen Titelbild von Heinrich Susemihl. 70. Tausend ..... In Leinen M 2.75

Heimatlos. Zwei Geschichten. Mit 35 Bildern im Text von Heinrich Susemihl und einem farbigen Titelbild von Willy Planck. 158. Tausend ..... In Leinen M 2.75

RUDOLF OTTO

Das Gefühl des Überweltlichen (SENSUS NUMINIS)

5. und 6., vermehrte Auflage von „Aufsätze das Numinose betreffend, Teil I". XI, 334 Seiten gr.-8°. Mit 3 Abbildungen. Geheftet M. 6.50, kartoniert M. 7.50, in Leinen M. 9.—

„Das Gefühl des Überweltlichen" und „Sünde und Urschuld" treten an die Stelle von Rudolf Ottos „Aufsätze das Numinose betreffend", die bereits in vier Auflagen erschienen sind. Die durchgreifende Veränderung und vor allem die bedeutende Erweiterung des Inhaltes haben den Verfasser dazu bestimmt, dem ersten der beiden Bücher einen neuen Titel zu geben.

Sünde und Urschuld

5. und 6., vermehrte Auflage von „Aufsätze das Numinose betreffend, Teil II". XI, 248 Seiten gr.-8°
Geheftet M. 4.50, kartoniert M. 5.50. in Leinen M 7.—

Auch diese Aufsätze sind ursprünglich entstanden zur Ergänzung von Otto's Schrift „Das Heilige". Sie sind inzwischen so vermehrt und erweitert worden, daß sie nun in loserem Zusammenhange eine erste Darstellung der Grundlinien von Otto's Theologie selber bieten können.

Früher sind erschienen:

Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. 21.–22. Auflage. 1931. XI, 260 Seiten 8°. Kartoniert M. 4.—, in Leinen M 5.—

Westöstliche Mystik. Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung. 2., ergänzte Auflage. 1929. XVI, 445 Seiten gr.-8° Geheftet M. 8.—, in Leinen M. 10.50

Die Gnadenreligion Indiens und das Christentum. Vergleich und Unterscheidung. 1930. V, 110 Seiten gr.-8°. Kart. M. 3.20

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN